



Berlin, den 25. Juni 1900.

Topika.

Seit am achtzehnten Oktober 1899 der Kaiser im hamburger Rathhaus gesagt hatte, das Deutsche Reich brauche mehr Schlachtschiffe, konnte kein Verständiger, den politischen Zuständen seiner Heimath nicht völlig Entfremdeter zweifeln, daß der Reichstag die geforderten Schiffe bewilligen werde. Das war sicher; nicht etwa, weil im Volk, in den stummen Millionen, die auf dem Acker und in der Werkstatt die deutsche Zukunft bestellen, plötzlich das heiße Sehnen nach einer imperialistischen Expansion ins Weltweite erwacht war, sondern, weil die Großindustrie und das sie beherrschende Kapital die Staatsaufträge brauchten, die der Bau einer Flotte nöthig macht. Kluge Industriepolitiker wußten schon damals, daß die auf ihrem Gebiet wichtigsten Marktwerthe viel zu hoch notirt waren, sie rechneten mit dem ungeheuren und ungeheuer schnellen Wachsthum der amerikanischen Konkurrenz und sahen das Ende des Profitsommers nahen. Was sollte ohne den Flottenbau aus ihren Hoffnungen werden? Statt der Kachexie, die jetzt die Kunden vom Markt schreckt, hätten wir einen die Wurzel des Wohlstandes lockenden Krach erlebt, wenn Westfalen und Schlesien nicht für Jahre hinaus vom Staat mit einträglicher Arbeit versorgt wären. Und da die Industriegruppe heute politisch stärker ist als irgend eine andere, konnte selbst eine ungewöhnlich thörichte Agitation ihr nicht der Mühe Preis rauben. Welche Partei sollte ihr ernststen Widerstand leisten? Das Centrum, das in den Industriebezirken des Rheinlandes, Westfalens und Schlesiens seine

Stammstüchheit? Oder die arg verrufenen Agrarier? Die müßten sich eigentlich ja gegen eine Entwicklung sträuben, die den Landproduzenten endlose Winter des Mißvergnügens heraufführen wird; aber sie halten es für ihre Ehrenpflicht, die Wehrkraft des Reiches zu stärken. So sagen sie; ein paar andere Gründe werden von allen Dächern gepiffen. Mancher, der sich höchst agrarisch und unerbittlich geberdet, lebt seit Jahren von Zuschüssen und Pfründen, die ihm Freunde aus dem Reich der Großindustrie gewähren. Mancher sitzt gern am reich beladenen Eßtisch der Handelsmillionäre und lauert auf eine gute Partie oder lohnende Aufsichtsstelle. Und die Meisten denken, man müsse, so lange es irgend geht, den Kaiser bei freundlicher Laune erhalten. Unter allen norddeutschen Agrariern waren nur zwei, die Herren von Bonin und von Treuenfels, tapfer genug, das Flottengesetz abzulehnen. Die Uebrigen haben, mit einem heimlichen Fluch über ihr schlimmes Geschick, für die „gräßliche Flotte“ gestimmt und damit das Recht zur Klage über die Folgen ihres Thuns verwirkt. Das Alles war vorauszu sehen; man brauchte nur den ideologischen Ueberbau abzutragen, brauchte nur das Gewicht der wirtschaftlichen Interessen zu wägen. Trotzdem wurde acht Monate lang im deutschen Norden geredet und manchmal geschrien, als gälte es, der furchtbarsten Schwierigkeit Herr zu werden. Geredet wird seit Jahren bei uns immer, mehr als irgendwo und irgendwann; war es aber nöthig, Monate lang die Kraft zu vergeuden, wesentliche Forderungen unerfüllt zu lassen und, wie in Caprivis Militärkampftagen, einen KonzeSSIONEN-Ausverkauf zu veranstalten, um ein Gesetz zu retten, das im Grunde niemals bedroht war? Als es endlich an das Reichstagsplenum zurückkam, war die Sache schon langweilig geworden. Nur auf die Art der Kostendeckung war man noch neugierig. Und da gab es eins der niedlichen Spiele, an denen unser machtloses Parlament eine rührende Kinderfreude hat. Eine Biersteuer, die den Verbrauch wenigstens ein Bißchen eingeschränkt hätte, wäre für Deutschland ein Glück gewesen; vielleicht hätte da oder dort dann Einer, statt für zehn halbe Liter Münchener drei Mark und fünfzig Pfennige zu zahlen, sich ein nützliches Buch gekauft, vielleicht hätte der Kreis der Leute, die nicht jeden Abend im Quaal verzehen, sich etwas geweitet. Doch wer darf der Masse ein Nahrungsmittel zu vertheuern wagen? Wieder einmal wurde das alte Rattenfängerlied von der Schonung der schwachen Schultern angestimmt; und nach ein paar Wochen waren die gesuchten Millionen aus Ecken und Winkeln zusammengekrayt. Die Börsenleute brüllten; sie haben sich gewöhnt, schon zu brüllen, wenn erst das Messer gewetzt wird, weil sie fürchten, es

könne ihnen sonst an den Kragen gehen. Aber Herr Müller-Fulda blieb, trotz Hohn und Schimpf, Sieger und jetzt giebt es im Deutschen Reich wahrscheinlich mündige Männer, die glauben, da sie keine Börsengeschäfte machen, keine Schiffsfrachten aufgeben, weder pilsener noch englisches Bier und erst recht keinen Champagner trinken, könne die wundervolle Flotte sie keinen Pfennig kosten. Im Zeitungstil spricht man nach solchen Vorgängen von einem erhebenden Schauspiel nationaler Opferwilligkeit. Inzwischen hatte Frankreich, die Phrasenheimath, um mit seiner Seerüstung nicht hinter der deutschen zurückzubleiben, ohne Sang und Klang eine halbe Milliarde für neue Schiffe bewilligt; und England wird im nächsten Jahrzehnt seinen Werften mehr zu thun geben als jemals vorher. Deutschland aber hat, nach einem Wort, das der Kaiser in Lübeck sprach, „Aussicht, einmal eine Flotte zu bekommen“. Das jetzt Erreichte war also nur ein bescheidener Anfang. Hoffentlich hat man nun eingesehen, daß die „Ordnungsparteien“ stets bereit sind, ihren Mandanten riesige Staatsaufträge zu sichern, und spart künftig den großen Aufwand, die Neben, Flugschriften und Lichtbilder. Es geht wirklich auch so. Marinefragen sind Industriefragen. Und selbst der wildeste Fortschrittsmann wird sich hüten, dem Kapital in schwerer Zeit das Geschäft zu verderben.

* * *

Ob es im deutschen Vaterland Bürger giebt, die heute noch glauben, ein neuer, herrlicher Morgen sei angebrochen, heute noch, trotzdem das Kraftverhältniß der Großmächte durch die Flottenvermehrung nicht im Geringsten verändert wird, von den Schlachtschiffen ihres Kaisers Wunder erwarten? Das wäre möglich, denn die sehr einfache Angelegenheit ist ins Reich der Mystik entrückt worden. Das gute Geschäft der letzten Jahre hat die Geister verwirrt. Ein Nüchternen würde sagen: Wir haben unsere Industrie künstlich großgepöppelt, sind jetzt auf den Massenexport angewiesen und brauchen für die dazu nöthige imperialistische Politik Schuttschiffe und überseeische Stützpunkte. So hört mans auch oft im Privatgespräch; öffentlich aber klingt es aus einer anderen Tonart. Da müssen wir civilisiren, Christenthum und Gesittung in die Welt hinaustragen, einer gewaltigen Vitalität die entsprechende Seegelung schaffen und die übers Meer verschlagenen Deutschen vor Fährlichkeit schirmen. Es ist die Weise, die schon Carlyle und Ruskin so unerfreulich ins horchende Ohr klang. Ueberhaupt handelt es sich bei der ganzen Geschichte ja nur um den etwas spät unternommenen Versuch, den englischen Imperialismus in unjer geliebtes Deutsch zu über-

sehen. Warum auch nicht? fragen die Lüfternen; wir müssen eben zur See so stark werden, daß wir England aus dem Rang der ersten Welt-handelsmacht verdrängen können. Ein allerliebster Gedanke. England hat seinen alten Reichthum, seine blühenden Kolonien und eine Kapitalisten-Reserve, die in Nothfällen niemals versagt. Und außer England giebt es noch Rußland mit seiner Fülle ungehobener Bodenschätze und seinen billigen Arbeitern und Nordamerika, das für die Kohle, das Getreide der Industrie-staaten, ein Drittel des in Deutschland verlangten Preises bezahlt. Thut nichts: Deutschland wird die erste Welthandelsmacht werden, wenn es nur genug Schiffe baut. Gegen solchen Wahn soll man nicht kämpfen; ihn wird bald die Erfahrung durchlöchern. Es ist immer schwer, dem Ursprung der Vorstellungen nachzuspüren, und einetransszendentale Topik nach kantischem Muster würde den Modernen recht rückständig scheinen. Soll es aber unmöglich sein, das Ziel zu erkennen, das den vom Zwang der Vorstellung Beherrschten vorschwebt? Die loci communes, auf denen die Wünsche wachsen, können dem suchenden Blick doch nicht entgehen. Was also soll die Welt-wende bescheren, die uns verkündet ward? Welche Wunder bringt der neue Morgen auf goldenem Sonnenwagen aus der Meerestiefe herauf?



In einem der vielen Telegramme, die er in seiner Freude über die An-nahme des Flottengesetzes abschickte, hat der Kaiser das Ziel seiner Sehnsucht bezeichnet. Er sagte, besonders dankbar sei er dafür, daß sein „Streben zum Besten des Vaterlandes anerkannt werde“, und fügte hinzu: „Nun aber un-ermülich weiter, daß die begonnene Arbeit bald vollendet wird; dann wollen wir auch auf dem Wasser Frieden gebieten.“ Diese Worte gestatten nur eine Deutung: der Kaiser will, als höchster Vertreter des Reiches, der arbiter mundi sein, wie es in stillerer Zeit Bonaparte, ein Weilchen auch der russ-ische Nikolaus war. Er wünscht sich eine Macht, die ihm gestattet, gegen jedes Abenteuerergelüsten den Frieden zu wahren. Dazu scheint noch nicht die Seemacht, doch schon die deutsche Landmacht ihm ausreichend. Das ist ein Irrthum. Nicht das Verdienst eines friedfertigen Kaisers oder eines märchen-haften Michael, der im goldenen Käraß irgend einen Fabeltempel bewacht, ist es, daß in Europa seit Jahrzehnten kein großer Krieg geführt worden ist. Das einzige Land, das ein Interesse daran hatte, einen solchen Krieg zu führen, war und ist nicht stark genug, um ihn alleinwagen zu dürfen, und hat bis heute noch keinen sichereren Bundesgenossen gefunden. Die anderen

Mächte haben in Europa nichts mehr zu begehren und wären sehr unklug, wenn sie auf ihre Kunden und Kapitallieferanten schießen wollten. Nur den gefährlichen Konkurrenten möchten sie schwächen; diese Wirkung erreichen sie aber nur, wenn sie ihm einen beträchtlichen Theil seines Vermögens zusammenschießen: denn Menschen sind billig und leicht zu ersetzen. Die Schlachten der Zukunft werden mit dem Arsenal der kapitalistischen Zeit entnommenen Waffen geschlagen werden und in den Kriegsberichten wird an der ersten Stelle immer die Ziffer stehen, die den Vermögensverlust des Gegners angiebt. Wehe Dem, der in edlem Drang als ein oberster Schiedsrichter solche Kriege verhindern wollte! Gegen ihn würden sich morgen die Feinde von gestern verbünden. Die Ausführung seiner Absicht wäre unmöglich. Der Kaiser kann mit dem besten Landheer keinen europäischen Krieg, mit der stärksten Flotte keinen Seekrieg verhindern. Das ist ein Glück; denn die Weltrichterrolle der Könige hat den Völkern nur Unheil gebracht. Der sehnsüchtige Ruf Wilhelms des Zweiten weckt in Deutschland kein Echo. Die Masse wünscht, ruhig zu leben und den Welthändeln fern zu bleiben; jede Mehrung und Vergrößerung der Reibungsflächen beängstigt sie. Und von den Industriekapitänen sagt Mancher: Nur ein Krieg kann uns helfen; wir haben uns zu hoch gebläht und werden bald vom Greater Britain und von den Vereinigten Staaten, vielleicht auch von Rußland wirtschaftlich bedrängt werden; im nächsten Frühjahr wird amerikanisches Eisen auf den deutschen Markt kommen; sobald die Russen Geld und geschulte Arbeiter haben, können sie unseren Gruben und Hütten furchtbare Konkurrenz machen; als Militärmacht sind wir noch jeder anderen überlegen: schlagen wir also los, ehe kostbare Zeit verstreicht und ehe die fortschreitende Industrialisirung uns um diesen sichersten Trumpf bringt. Solche Ansichten sind gar nicht selten. Früher rekrutirten die Kriegsparteien sich aus der Kamarilla und der Heerführerschaft; jetzt liefern lähne Kapitalisten den Nachwuchs. Das lehrt die Erfahrung. Die meisten Britenkriege sind in der londoner City erföhnt, erföhnt und vorbereitet worden.

Noch ist das Ziel nicht erkennbar. Der Kaiser möchte der stärkste Machtfaktor werden und der Welt mit gepanzerter Faust den Frieden gebieten. Die Mehrheit der Deutschen möchte in der Heimath reichlichen Gewinn finden und alle überflüssigen Händel meiden; sie würde sich gegen ein Weltarbitrium heftig wehren. Und kleine, aber mächtige Gruppen erföhnen den Krieg.

Die missionarische Meinung lautet: Nur eine Weltmacht, die über eine starke Flotte gebietet, kann die Christenpflicht erfüllen, der Heidenheit das Evangelium zu bringen. In den Thesen des Evangelisch-Sozialen Kongresses wurde neulich gesagt, Deutschlands Aufgabe sei, „an der Zivilisirung und Nugbarmachung unentwickelter Länder mitzuwirken“. Dann hieß es weiter: „Die Erreichung dieses Zieles stellt an die geistige und sittliche Energie unseres Volkes Anforderungen, die nur von einer entschieden christlichen Gesinnung aus erreichbar sind“. Bei dem sonderbaren Stil brauchen wir uns nicht aufzuhalten, auch nicht daran zu erinnern, daß Männer, die vom Christenthum nichts wußten und wissen wollten, oft das höchste Menschenmaß geistiger und sittlicher Energie erreicht haben. Wichtig ist hier nur die Andeutung eines Zieles. Das Deutsche Reich soll das Evangelium verkünden und es soll zugleich Länder „civilisiren und nutzbar machen“. Wenn die Völker, denen dieses Glück zugebracht ist, nun aber finden, sie seien schon civilisirt und ihre Kraft brauche den Europäern nicht Nutzen zu bringen? Dann müssen sie doch wohl mit Kanonen- und Flintenkugeln gezwungen werden, an den Heiland zu glauben und sich civilisiren zu lassen. Da sind 360 Millionen Chinesen. Sie haben eine uralte Kultur und einen im Heimathboden gewachsenen Glauben. Eines Tages wird ihnen von Europäern gesagt: Eure Kultur paßt uns nicht. Wir bringen Euch eine andere. Und damit Ihr sie lernt, nehmen wir Euch zunächst einmal Euer Land weg und drillen Euch zu Arbeiten, deren Ertrag uns zufließen wird. Das thun wir, weil wir die Stärkeren sind und Kunden mit Kulturbedürfnissen brauchen; und außerdem sind wir Christen. Was wird die Folge sein? Die Chinesen werden aus langem Dämmern zum Bewußtsein ihrer Kraft erwachen und sich gegen die Eindringlinge wehren, mit der barbarischen Grausamkeit, nach der jeder Bedrückte als nach dem letzten Nothwehrmittel greift, mit der entzügelten Rachewuth, die Heinrich Kleist Germania von ihren Kindern heischen ließ. Kleinkalibrige Gewehre und Maximkanonen werden den Aufstand niederzwingen, — einmal, zehnmal vielleicht; in einem zoologischen Krieg, der einer Rasse den Untergang droht, muß endlich aber die Uebermacht der Massenzahl siegen ... Sieht so der Weg aus, auf dem der Galiläer die Welt erobern wollte? Und ist es christlich, ist's menschlich, die Asiaten Räuber und Mordbrenner zu nennen, weil sie handeln, wie jedes starke Europäervolk in ähnlicher Lage gehandelt hat? Sie sollen eine Kultur lernen, die ihnen niedrig und unheilig scheint, sollen sich in Sitten und Bräuche schicken, die ihnen zuwider sind, die Propaganda eines ihnen verhassten Glaubens dulden und fremden

Eroberern hörig werden. Sie wollen ihr altes Leben, ihr Land und ihren Glauben behalten. In diesem Streit der Interessen wird der Stärkere, nicht der an die feinere Geistesmacht Glaubende, die Herrschaft erraffen. Im Deutschen Reich aber leben wunderliche Heilige, die wähnen, nur der fromme Christ könne solchen Kampf siegreich bestehen und jedes christliche Volk müsse, weil diese Aufgabe ihm von der Vorsehung bestimmt sei, sich so schnell wie möglich eine starke Schlachtflotte schaffen.

Ein mildernder Umstand ist, daß diese Heiligen von der Welt und deren Bewohnern nicht allzu viel wissen. Sie urtheilen nach der weithin sichtbaren Grimasse. Der alte Paul Krüger, der immer ein Bibelwort auf der Zunge hat und den Heliographen Psalmenverse in belagerte Städte rufen läßt, war ihnen eine Apostelgestalt von höchstem sittlichen Adel und jeder Versuch, den holländischen Schlaufkopf menschlich zu sehen, erhielt von ihnen das Brandmal, das dem Frevler am Heiligsten gebührt. Nun kommt es heraus, daß der Erhabene sich mit baarem Gelde bestechen ließ. Von den Baronen Oppenheim, die im Transvaal eine Eisenbahn bauten, nahm er 100 000 Francs, seine liebe Frau erhielt 25 000, sein Schwiegersohn 10 000 Francs. Der ganze Volksraad wurde bestochen und zu dem baaren Gelde kamen noch werthvolle Geschenke. Herr Dr. Leyds, der europäische Vertreter der Transvaal-Regierung, mußte unter seinem Eid zugeben, daß die Volksraadsmitglieder „kleinere“ Geschenke annehmen. Und für das Wohl dieser sauberen Gesellschaft haben Hunderttausende, haben Millionen deutscher Menschen Monate lang gezittert, diesen tugend samen Musterpräsidenten, der die Interessen seines Stammes verschachtet, haben sie als den reinsten Helden verehrt ... Das Urtheil über die britische Heuchelpolitik kann durch solche Enthüllungen nicht verändert werden und auf die Haltung der uns Regirenden fällt kein günstigeres Licht, wenn Herr Krüger als Wicht entlarvt wird. War es aber nöthig, die Buren als die feinste Blüthe der Menschheit, die Engländer als das gemeinste Gewürm der bewohnten Erde zu schildern und Liebe und Haß eines ganzen kräftigen Volkes zwecklos und sinnlos zu vergeuden? Und soll die selbe Thorheit, die selbe Entstellung sich in dem Urtheil über den Chinesenaufstand noch einmal wiederholen? In allen Punkten brauchen wir ja auf dem Wege zur Welthandelsmacht dem britischen Muster nicht nachzustreben. Aufrichtigkeit ist eine herrliche Tugend. Und aufrichtig wäre es, gerade heraus zu sagen, daß wir die Chinesen weder hienieden beglücken noch ihnen die ewige Seligkeit sichern wollen. Unsere Kapitalisten suchen einen neuen Massenmarkt und hoffen, der Boden des Riesentreiches, in dem

die „Hände“ einstweilen noch spottbillig sind, werde ihnen Schätze spenden, mit denen sie die verdorrnde Heimatherde dängen können. Solche Hoffnung schändet nicht und man braucht sie nicht scheu in des Busens Tiefe zu bergen. Aber zeigt sie nun endlich das hohe Ziel? Wo ist das weithin leuchtende Kulturideal, dem hinter der Großen Mauer deutsche Menschen als Opfer fallen?

* * *

Die Nebel wollen nicht weichen. Und dem Schmerz über die Opfer eines mit der Barbarenwildheit Verzweifelnder geführten Krieges gefellt sich die Sorge, ob von der laut gerühmten Weltwende wirklich beglückende Wunder zu erwarten seien. Deutschland will der Welt Frieden gebieten und neue Länder, neue Märkte und Bodenschätze erobern. Es will gelbe, braune und schwarze Menschen für sich arbeiten lassen und ihnen eine Kultur bringen, die sie zur Sklavenarbeit bald untauglich machen muß. Es will sein altes feudales Wesen bewahren und den modernsten Händlerstaaten die Kunden abjagen. Es will das Christenthum predigen und Denen, die der frohen Botschaft ihr Ohr verschließen, mit Waffengewalt auf den Leib rücken. Es will . . . Wer vermag klar und knapp auszudrücken, was das junge Reich will, nach dem Wunsch seiner Geschäftsführer soll? Jede Großmacht hat heute ein deutlich erkennbares Ziel; nur das Ziel der deutschen Politik ist von dichtem Gewölk umwallt. Sonst freute man sich der Waffe, die in einem unvermeidlichen Kampf zum Angriff oder zur Vertheidigung dienen sollte; jetzt wird der Erwerb der Waffe als ein unschätzbare Gewinn gepriesen und den Zweiflern gesagt: Wartet nur, ein Weltkampf naht und die Wunder werden schon kommen! Sie warten seit manchem Jahr still und geduldig. Wann aber graut endlich der Tag, der die längst verheißene Herrlichkeit den suchenden Blicken enthüllt?



Die Neue Mutter.

Es ist noch nicht allzu lange her, da bestimmten Sitte und Gewohnheit das Schicksal der Töchter. Das Schicksal hieß: das Haus, der Gatte, das Kind. Was darüber hinausging, war vom Uebel und stürzte irgend welche Altäre: Religion, Natur, die Weltordnung. Und die Tochter nicht den Gatten, der ihr eine geistige und materielle Existenz schuf, so verfiel sie mit den Jahren oft genug der Hysterie oder einer stumpfen Resignation, wie es Gabriele Reuter in ihrem Buch „Aus guter Familie“ so meisterhaft schildert. Dieses Zeitalter geht auf die Reige. Langsam, langsam vollzieht sich unter unseren Augen eine der größten Ummwälzungen der Weltgeschichte, so sacht und allmählich, daß die Majorität es kaum wahrnimmt oder doch diesen „Sturm im Glase Wasser“ für eine vorübergehende Erscheinung hält.

Auch das Verhältniß zwischen Mutter und Kind, ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten werden in diesen Evolutionprozeß hineingezogen und gehen einer Neuwerthung entgegen.* Die heutigen Mütter stehen mit wenigen Ausnahmen noch in den Anschauungen der alten Zeit, Anschauungen, die den erwachsenen Kindern nicht gerecht werden. Die Erziehungskunst, selbst pädagogisch veranlagter Mütter, die sich an den Kleinen und kleineren Kindern glänzend bewährt, versagt fast immer an den Heranwachsenden und Herangewachsenen. Zwar opfert kein Vater mehr seine Tochter auf Befehl Gottes, nicht mehr sind Flüche und Vergewaltigungen an der Tagesordnung (obwohl sie noch vorkommen). Die Töchter aber werden vielfach noch immer althergebrachten Sitten und Vorurtheilen, noch immer den Willensbestimmungen der Eltern geopfert.

In der Tochter will die Mutter eine zweite Auflage ihres Selbst erleben; ihren Lebensauffassungen, ihren Werthurtheilen soll das erwachsene Mädchen sich anpassen, und ist es nicht willig, so gebraucht sie die Gewalt der mütterlichen Autorität, eine erzieherische Aufbringlichkeit, die fast auf Hypnotismus hinausläuft und gegen welche die Tochter im tagewachen Zustand sich auflehnt, freilich nur dann, wenn sie selbst denkend, selbstwollend, wenn sie eine Eigene ist. Duzendmenschen oder untergeordnete Naturen folgen — um Nießsches Wort zu gebrauchen — dem Heerdentrieb und pflegen sich kampflos der Schablone einzufügen.

* Das Thema dieses Aufsatzes ist das Verhältniß der Mutter aus den gebildeten Ständen (die proletarische Mutter bleibt außer Frage) zu ihren erwachsenen Kindern, namentlich zu den Töchtern. Das Recht der Söhne mögen — wenn es erforderlich ist — männliche Schriftsteller wahrnehmen.

Die Mutter setzt mühelos ihre Absichten durch, wo Natur und Art der Tochter (via Vererbung) mit ihr im Bunde ist. Stimmen aber Mutter und Tochter in Geschmack, Denken, Fühlen und Temperament nicht überein, so ist der Boden geschaffen für geheime und offene Konflikte, für kleine Zerwürfnisse und große Zwietrachten, die für beide Theile eine zwecklose, das Gemüth verödende Kraftverschwendung bedeuten. Das Gruppenbild von Mutter und Tochter, das so recht nach dem Herzen Gottes sein könnte, wird verzerrt.

Wenn die Mütter aufrichtig sein wollten — sie sind es nicht, weil sie den Verlust des Heiligenscheines der Mutterliebe fürchten —, so würden sie zugeben, daß sie in den weitaus meisten Fällen die in ihrem inneren Leben selbständig gewordene Tochter aus dem Hause wünschen, nicht aus mangelnder Mutterliebe: es ist vielmehr die Schuld der Tochter, wenn man Schuld nennen kann, was die naturgemäße Entwicklung einer Persönlichkeit mit sich bringt. So um das zwanzigste Jahr herum (der Zeitpunkt wechselt natürlich je nach der Eigenart der Persönlichkeit) wird in der Jungfrau eine Unbefriedigtheit bemerkbar. Sie weiß nicht mehr recht, was sie mit ihrem Leben anfangen soll. In den ersten Jahren ihres Erwachsenseins reichen allenfalls die Neuheiten des gesellschaftlichen Treibens, Flirt, Toilette, Theater, dilettirische Kunstübungen aus, um Geist und Gemüth des jungen Menschen zu beschäftigen. Je begabter aber ein Mädchen ist, desto schneller tritt die Reaktion ein, der Ueberdruß an der banalen Ziellosigkeit ihrer Existenz. Sie wird nervös, anspruchsvoll, äbelläunig, zu Opposition geneigt, unbequem. Sie paßt nicht mehr in das Haus, dem die Mutter, nicht sie, das Gepräge aufdrückt. Das Haus ist das Reich der Mutter. Sie liebt keine Nitregentin. Und heimlich trägt sie es der Tochter nach, daß sie noch immer „den Mann“ nicht gefunden hat. Der Mann für die Tochter ist die Achse, um die sich — mit Recht — alle mütterlichen Gedanken drehen, und nicht nur die mütterlichen; der Mann (der besonders, der nicht kommen will) zieht das ganze Haus in Mitleidenschaft, Brüder, Tanten, Großmütter, und ist eine Urgroßmutter da, auch die.

Der Jüngling gehört, sobald er die Universität bezieht oder in ein Atelier, eine Werkstatt, ein Geschäft tritt, sich selbst an, modelt sein Leben nach seinem Willen. Wie stark das Freiheitsbedürfnis in jungen Menschen ist, geht daraus hervor, daß sie, selbst wenn das Elternhaus ihnen eine unvergleichliche Behaglichkeit bietet, lieber in einer fremden Stadt als im Heimathort ihre Studien beginnen. Und zwingen die Verhältnisse den Jüngling, im elterlichen Hause zu bleiben, so erhält er wenigstens — als Symbol der Freiheit — den Haus Schlüssel. Die Welt steht ihm offen, so weit sein Wechsel reicht. Die Tochter aber bleibt in strenger Abhängigkeit von den Eltern. Sie darf — wenigstens in den höheren Schichten der Gesellschaft — nicht einmal

allein über die Straße gehen. Früher wurde diese enge Gebundenheit an das Elternhaus und die elterliche Autorität von dem jungen Mädchen leidlich ertragen. Die Auffassung von der Unabwendbarkeit des Frauenschicksales war wie Oel, das man auf die Bogen gießt: sie beschwichtigte den inneren Aufruhr und die äußere Auflehnung.

Dieser Glaube an eine Naturnothwendigkeit ist im Zerbröckeln.

Ein Grundirrtum der Eltern ist, daß sie die Kinder als ihr Eigenthum, ihre Leib- und Seeleneigenen betrachten, von denen und an denen zu zehren ihr Recht ist.

Jede herrschsüchtige, vorurtheilvolle, beschränkte Mutter kann ihren Kindern — trotz aller Mutterliebe — Steine auf den Lebensweg werfen. Und je willensstärker, prinzipienfester diese Frau ist, um so verhängnisvoller wird ihr Eingreifen in das Leben ihrer Kinder — trotz aller Mutterliebe — sich erweisen. Wenn ich ein Rohr ein Wenig biege und lasse es aus der Hand, so springt es in seine natürliche Form zurück; habe ich es aber durch zu starken Druck eingeknickt, so bleibt es für immer geknickt, ohne die Möglichkeit, sich wieder aufzurichten.

Ich konnte schon in der Schule immer ganz wüthend werden, wenn die Lehrer uns das Leben berühmter Männer erzählten und ich hörte, wie der Vater oder die Mutter ihre genialen Kinder durch Härte und Herrschsucht — oft mit Hilfe des Stockes und der Flücke — zur Verzweiflung brachten, weil sie nicht wollten, wie die Eltern wollten; und sie konnten doch nicht. Nachklänge solcher Vergewaltigungen den Söhnen gegenüber gellen noch bis in unsere Zeit hinein.

Ich kenne eine Familie, wo eine eben so eminent beschränkte wie eminent energische Mutter von dem Sohn verlangte, er solle seine künstlerischen Neigungen bezähmen und das Studium seines Vaters ergreifen. Konflikt auf Konflikt, bis die sensible Natur des Sohnes es nicht mehr ertrug und er sich vor den Augen seiner Mutter eine Kugel durch den Kopf jagte. Das geschah in der ausgezeichneten, makellosen Familie eines hervorragenden Gelehrten. Und Das hatte mit dem starken Glauben an ihr Eigenthumsrecht an den Kindern eine der bravsten Mütter gethan.

Ein anderer Vorgang, der sich kürzlich abspielte: Ein junger Professor heirathete eine junge Frau, die sich feinetwegen von ihrem Manne hatte scheiden lassen. Die tugendstrenge Mutter des Professors erklärte, der Sohn sei fortan für sie tot, sie würde ihn niemals wiedersehen. Auch diese Frau des kategorischen Imperativs hielt den vierunddreißigjährigen Sohn für ihren Seeleneigenen, der, bei Strafe des Verlustes ihrer Liebe, sich ihrer Ethik zu fügen habe. Das sind die Mütter, die den Heiligenschein ihrer Mutterliebe mit dem Herzblut ihrer Kinder färben.

Mit einem halben Lächeln (eigentlich ist es aber gar nicht zum Lächeln) denke ich auch zurück an unsere uralte Näherin (sie war über achtzig Jahre alt). Die lebte mit ihrer sechzigjährigen verwitweten Tochter zusammen und diese Tochter mußte ihr aufs Wort parieren und mehrmals kam das sechzigjährige Kind weinend zu mir: ihre Mutter habe sie gehorft, weil sie ihr nicht zu Willen gewesen sei.

Aber sollen etwa die Eltern ohne Widerrede die Tochter thun lassen, was ihnen irrig, falsch erscheint? Ohne Widerrede? Nein. Sie sollen ihren Rath, ihre Beredsamkeit, ihr Wissen, ihre Erfahrung in den Dienst der Tochter stellen. Aber ihre Widerrede, ihr Widerhandeln soll sich in den Grenzen halten, die ein Freund sich dem Freund gegenüber steckt. Und sind sie intelligenter als die Tochter, so werden sie mit stillem, klugem Walten, abseits von Autorität und Befehl, die Tochter zu leiten verstehen. Die Tochter aber in eine Selbstensfremdung drängen, sie einen Nagel zu ihrem Sarge nennen, wenn sie dem kategorischen mütterlichen „Du sollst!“ mit einem „Ich will!“ widerstrebt: Das ist nicht Mutterliebe.

Viele Jahrhunderte war die Gattin das Eigenthum des Gatten. Er konnte sie fortjagen, verkaufen u. s. w. Und viele Jahrhunderte hielt sie still und erst sehr spät kam ihr der Gedanke, sich gegen das Joch aufzubäumen. Jetzt stehen wir an dem Zeitpunkt, wo die erwachsene Tochter das Eigenthumsrecht der Mutter an ihrer Person nicht mehr anerkennen will. Früher hatten wohl die Söhne mit den Eltern um die Durchsetzung ihrer Persönlichkeit gerungen. Die Töchter nicht, von Ausnahmefällen abgesehen. Nun aber revoltiren auch die Töchter. Die temperamentvollen, starken Naturen oft in herber Form. Bei den sensibleren, schwächeren sehen wir ein allmähliches Auseinanderleben von Mutter und Tochter.

Was die Tochter der Gegenwart will, ist nicht Lösung von der Familie (der Jüngling, der die Universität bezieht, will sie ja auch nicht), sondern nur Lösung von der Zwangsbindschaft. Die innere Selbständigkeit ersehnt die äußere. Wer erkannt hat, daß er ein Joch nicht zu tragen braucht, trägt es nicht. Dieser Freiheits- und Schaffensdrang in der jungen weiblichen Generation der Gegenwart ist tief und mächtig und einer der charakteristischsten Züge der Zeit. In Rußland kommt es vor, daß junge Mädchen (wie Sofie Kowalewska) irgend eine Scheinehe eingehen, nur um sich der Autorität der Eltern zu entziehen, und zwar — und Das ist wohl zu merken — nicht etwa, um ein ungebundenes, lockeres Leben zu führen, sondern, um sich durch künstlerische oder wissenschaftliche Studien einen selbst gewählten Pflichten- und Thätigkeitskreis zu schaffen.

Ich kenne persönlich eine größere Anzahl junger Mädchen (einige davon liebe ich), die das Dahinleben im elterlichen Haus, das ihrer Wesens-

art widersprach, nicht mehr ertragen. In einigen Fällen waren die Mütter weltlichster Art; sie machten ihr Haus zu einem Markt der Eitelkeit. In anderen Fällen wirkte eine Atmosphäre engherziger Beschränktheit auf die Emporstrebenden wie Stidluft, in der sie nicht athmen konnten.

Einige unter diesen Freiwerdenden und Freigewordenen stürmen mit schwingender Begeisterung auf der neuen Bahn vorwärts, mit reinem Gewissen, kühn und stolz die elterliche Autorität abweisend. Andere freilich tragen in dem Kampf Wunden davon, die sich nie ganz schließen; und auch die Narben würden noch schmerzen. Die das Elternhaus ohne Erlaubniß und natürlich auch ohne Geld verließen, hatten dann Jahre lang während ihrer Studienzeit mit den bittersten Entbehrungen zu kämpfen. Andere erhielten schließlich widerwillig die Erlaubniß zu einer Berufsvorbereitung, meist auch mit wenig Geld, während den Brüdern ausreichende Mittel zur Verfügung gestellt wurden. Diese Widerwilligkeit trübte ihnen die Freude für den Anfang ihrer Laufbahn.

Unter diesen jungen Mädchen waren auch etliche, die, obwohl sie gegen den mütterlichen Wunsch und Willen eine berufliche Thätigkeit ausübten, im Elternhause verblieben. Mutter und Tochter aber lebten dann wie in zwei getrennten Welten. Die Mutter ignorirte geringschätzig oder mit verletzender Absichtlichkeit die Thätigkeit der Tochter und schuf im Hause eine Atmosphäre feindlicher Kälte, die ihrem Kinde Glück und Freiheit stahl.

Aber die Mütter wollen doch das Beste ihrer Kinder? Gewiß. Nur pflügen sie ihr Bestes für das Beste der Kinder zu halten. Mütter, die es im Geist und in der Wahrheit sind, werden Opfer von ihren Kindern (etwa bei der Wahl eines Berufes oder eines Gatten) nicht nur nicht verlangen, sie werden sich sogar schämen, sie anzunehmen. Die Mutter giebt, aber sie nimmt nicht: denn Dies ist Mutterliebe.

Die Zeit braucht die „Neue Mutter“ wie das liebe Brot, — die Mutter, die sich freiwillig und rechtzeitig ihrer Autorität begiebt. Bei dem Entstehen der „Neuen Mutter“ bekundet sich ein scheinbar naturwidriges Geschehen. Es sind die „Neuen Töchter“, die von ihrer Zeit Emporgetragenen, die sich die „Neue Mutter“ schaffen, oft so, daß die klugen und guten „Alten Mütter“ (ich zähle dabei nicht die Jahre) an ihren Töchtern neu werden.

Was aber am Meisten zur Erziehung und Befehrung der „Alten Mutter“ beitragen wird, mehr als Einsicht, Gerechtigkeit, als das Abstreifen von Vorurtheilen und eingewurzelten Gewohnheiten, dürfte eben die Mutterliebe sein, im Bunde mit der Nothwendigkeit. Bisher fand die Mutterliebe, wo es der Tochter Zukunftsgestaltung galt, wenig Spielraum, denn in den Schicksalsurnen aller weiblichen Creatur lagen nur Myrthen oder Dornen. Das heißt: das Weib wurde Gattin oder eine stellenlos Darbende. Früher

war daran nichts zu ändern. Jetzt aber ist es zu ändern. Und die Mutter müßte schon recht dickschädelig und kaltherzig sein, die um ihrer Prinzipien willen den Töchtern die Möglichkeit einer befriedigenden Existenz abschneide. Solche Handlungsweise würde sich so ziemlich mit der Anschauung jenes Arztes decken, der meinte: „Mag der Patient sterben, wenn nur meine Methode besteht.“

In der nächsten Generation dürften die Autoritätsmütter zu den Ausnahmen gehören. Die freigewordenen Töchter von heute (ist ihre Zahl auch noch eine beschränkte) werden im Gemüth behalten, was sie durch die Einsperrung in den engen Familienkreis und dadurch, daß sie sich ihr Recht erst schwer kämpfend erringen mußten, an Kraft und Lebensinhalt verloren haben. Und in Selbstbeschränkung, mit intelligenter Einsicht, werden sie nicht nur für fremde Menschen, sondern zuerst an den eigenen, zu Individualitäten gereiften Kindern das Selbstbestimmungsrecht anerkennen. Sie werden ihren Töchtern die Wege ebnen zu den Tempeln, wo sie dem Gott, den sie im Busen tragen, dienen wollen, mögen die Mütter auch an anderen Altären beten. Denn Dies ist Mutterliebe.

Lassen sich aber die verschiedenen Welten, in denen Mutter und Tochter vielleicht zu Hause sind, durch Kindes- und Mutterliebe nicht wie durch hohe Brückenbogen verbinden, nun, so hat die Natur eben die Bande, die sie knüpfte, wieder gelöst und Resignation — die Wehmuth der Vernunft — ziemt beiden Theilen.

Eine Liebe auf höheren, selbst auf allerhöchsten Befehl giebt es nicht.

Das Recht der Kinder fällt zusammen mit dem Recht der Mutter, dem Recht, sich in ihrer eigenen, nicht in einer fremden Individualität auszuleben.

Aber es heißt doch, die Frau soll im Kinde und im Gatten aufgehen. So sonderbar, so widersinnig, daß ich mit meiner eigensten Individualität in meinen Kindern aufgehen soll! Aber meine Kinder, mein Gatte, sie sind doch ganz anders, als ich bin! Mein Ich ist doch gar nicht in ihnen. Wo ist es denn nun, wenn nicht in mir?

Ja, indem ich das Recht der Kinder wahrnehme, nehme ich auch das Recht und das Glück der Mütter wahr. Zu ihrem eigenen Unheil klammern sie sich an ihre erwachsenen Kinder, die ihrer nicht mehr bedürfen, flüchten sie sich, um der Einsamkeit und der geistigen Dede des Alters zu entgehen, in das Leben dieser Kinder. Viele Frauen von seelischer und geistiger Armuth (Resultat ihrer Erziehung) haben sonst nichts in der Welt, das an ihnen hängt oder an dem sie hängen. Und weil sie selbst nichts Eigenes geworden sind, keinen eigenen Lebensinhalt haben, machen sie die Kinder zu ihrem Selbst. Es war bis jetzt immer das Selbe. Hatte eine Frau im Leben nicht Glück, nicht Stern, so setzte sie ihre Hoffnung auf ihre Kinder,

ihre begabten Söhne, ihre schönen Töchter. Und aus den Kindern wurden Leute. Ein Sohn mißrieth, eine Tochter lebte in unglücklicher Ehe. Andere siedelten sich fern von der Heimath an, ein Liebling starb. Und die Mutter lebte all ihren Kammer mit; ihre Freunde nicht. Und selbst wenn nur heitere Lebensloose ihren Kindern in den Schoß fielen, so rückten sie ihr doch allmählich ferner, weil aufsteigende und absteigende Linien sich nicht treffen. Die Tochter, die Mutter geworden ist, hört auf, Tochter zu sein. Und nun hofft die junge Mutter wieder für die Zukunft auf ihre Kinder; und ihre zur Großmutter gewordene Mutter sieht, daß die Kinder nichts versprechen. Dieser immerwährende melancholische Kreislauf: Das war: das Loos der Mutter.

Die Mutterschaft auf ihr vernünftiges Maß zurückzuführen, ist eine Aufgabe der Zukunft.

Die Frauen der nächsten Generation werden neben den Obliegenheiten, die die Mutterschaft mit sich bringt, noch andere praktische oder geistige Arbeitsgebiete haben, Gebiete, die — wenn die Kinder ihrer Fürsorge entrückt sind — zwischen ihnen und den Berufsgenossen ein Band knüpfen, eine soziale Gemeinschaft herstellen, deren Dauer verbürgt ist, weil sie auf gleichen Interessen und Zielen beruht, während die Wege und Ziele von Mutter und Tochter oft auseinandergehen. Der zur Passivität gezwungenen Liebe zu den Kindern gefellt sich die Liebe zum Werk, die nur mit der ebenden Lebenskraft verflocht.

Wohl kann sich aus der instinktiven Mutter- und Kindesliebe auf seelischer Grundlage, frei von Autorität und Pflichtenzwang, eine höhere, reinere Liebe entwickeln. Die Mutter Freundin der Tochter, die Tochter Freundin der Mutter! Das wäre die dem Verhältnis zwischen Mutter und Tochter entspringende schönste Blüthe. Die Gegenwart streut den Samen dazu aus. Möge Sonne und Luft ihm günstig sein, damit er herrlich aufgehe.

Uebrigens: die Leute, die zäh und leidenschaftlich an der Idee, daß Mütterlichkeit und Familienleben der alleinige Daseinszweck des Weibes sei, festhalten, mögen ruhig sein. Haben sie Recht, so werden sie Recht behalten. Kein Mensch kann auf die Dauer in einem Element leben, das über oder außerhalb seiner Natur liegt. Ich sah einen Menschen, der mit den Füßen schrieb; aber er hatte keine Hände. Mißlingt, was die Frauenbewegung will, trägt es keine oder saure Früchte, so werden die Bethörten bald genug von Kanzeln und Tribünen wieder herabsteigen, sie werden Ateliers, Universitäten und Werkstätten räumen und demüthig und reumüthig in die alleinseigmachenden Kinderstuben und Ehegemächer zurückkehren, wo man zum Empfang der reinigen Sünderin das Kalb der Versöhnung schlachten wird.

Wir warten noch auf die Erste, die diesen Weg nach Kanossa antreten wird.

Hedwig Dohm.



Humanität und modernes Leben.*)

Die Humanitätbewegung des vorigen Jahrhunderts war stark genug, eine öffentliche Meinung zu schaffen, die jede Art von Barbarei und Unmenschlichkeit verwarf. In Frankreich nahm zwar die ebenfalls an die Alten anknüpfende und sich bis in geschmacklose Nachäffungen veritrende Bewegung des Geistes die Richtung aufs Politische, schuf aber damit gerade den Boden, in den die deutschen Ideen, die als nur edle Empfindungen leicht von politischen Stürmen verweht werden konnten, fest und tief ihre Wurzeln einschlugen. Denn die demokratische Gleichberechtigung und die persönliche Bewegungsfreiheit, die zuletzt überall aus den an sich barbarischen Revolten der französischen Terreur und der napoleonischen Kriege hervorgegangen sind, haben den unteren Klassen die Kraft, die Berechtigung und die Mittel verschafft, sich gegen inhumane Behandlung erfolgreich zu wehren, wo immer es die oberen Klassen mit einer solchen versuchen. Die den oberen Klassen Angehörigen haben aber nur durch die Humanitätbewegung ihr Empfinden dahin verfeinert, daß sie den Gedanken, sich selbst oder ein Glied ihrer Familie irgend einer grausamen Prozedur unterwerfen zu sollen, ganz unerträglich finden, und diese Empfindlichkeit wird seit ungefähr fünfzig Jahren stetig gesteigert: erstens durch die nur in einigen kurzen Kriegen unterbrochene Entwöhnung des Auges von Gräueltzenen (das erste Schauspiel, mit dem einst ein spanischer König seine junge französische Gemahlin zum Willkommen ergötzte, war ein feierliches Autodafé) und zweitens durch den Komfort. Man vergleiche nur einmal die Zeit, wo die Schloßherren im Winter, bei underglaskten Fenstern auf dem mit Stroh bedeckten Steinpflaster ihres Männerssaales vorm Kamin liegend, auf der einen Seite brieten und auf der anderen Seite grimmig froren, wo auch die tapfersten Ritter mit Walthar von der Vogelweibe den Winter verschlafen zu können wünschten und wo die Herren sammt ihren Damen auch dann zu Pferde reisen mußten, wenn sie zufällig ein Bein gebrochen hatten oder fieberkrank waren, — man vergleiche diese Zeit mit der unseren, wo der Winter für die Reichen die angenehmste Jahreszeit ist, wo der vornehme Mann am Morgen sein Arbeitszimmer nicht eher betritt, als bis ihm der Diener meldet, daß es die richtige Temperatur habe, wo er sich abends in Berlin im behaglich durchwärmten Salonwagen zu Bett legt, am anderen Morgen in Köln erwacht und die Ankunft in Paris bei einer guten Mahlzeit abwartet: man vergleiche diese beiden Zustände und man wird es begreiflich finden, daß sie eine ganz verschiedene Auffassung körperlicher Schmerzen erzeugen mußten. Polybius sieht vollkommen richtig, wenn er wahrnimmt,

*) S. die beiden Artikel: „Antike Humanität“ und „Humanität und Christentum“ in der „Zukunft“ vom 27. Januar und 16. Juni 1900.

daß ein rauhes Klima roh macht; so lange allerdings nur, fügen wir nach unserer reicheren Erfahrung hinzu, als nicht der Komfort die Leiden beseitigt, die die von langen Nächten und starken Niederschlägen begleitete Kälte bereitet. Da nun die Armeren durch den modernen Verkehr alle Fortschritte, auch die des Komforts, rasch kennen lernen, wollen sie es natürlich auch so gut haben; und ihre politische Gleichberechtigung setzt sie in den Stand, nach dem ihnen gebührenden Antheil an den Errungenschaften der modernen Civilisation zu streben. Indem nun die besser Gestellten unter ihnen wirklich Einiges von den Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des modernen Lebens erschaffen, die Uebrigen diese schönen Dinge wenigstens in der Phantasie genießen, indem ferner der Schulunterricht in Allen die Vorstellung höherer als rein proletarischer Daseinsformen und das Verlangen danach erregt, indem endlich der Zwang zu einem anständigen Auftreten in unserer höchst gestitteten Zeit zunächst das Aeußere der Armen der Vorstellung- und Empfindungsweise der Reichen einigermaßen anpaßt, die dann allmählich von außen ins Innere eindringt, — indem das Alles geschieht, werden auch die Armen zartfühlend und empfindsam und vermögen rohe Behandlung, geschweige denn Grausamkeiten, nicht mehr zu ertragen. Diese vielfach bis zu krankhafter Empfindelikeit und unmännlicher Schwäche gesteigerte Zartnervigkeit unseres heutigen Geschlechtes hat, zusammen mit dem im Geist des vorigen Jahrhunderts fortgeführten Humanitätsbestrebungen, den Veranstaltungen eines wieder menschlich gewordenen Christenthumes, der aus der Furcht vor Arbeiterrevolutionen entsprungenen Sozialpolitik und einer den Nerven der Bornehmen Rechnung tragenden Polizei, alles Gräuelfhafte so vollständig aus der Dessenlichkeit verbannt und unserem ganzen Dasein einen so humanen Austrich verliehen, daß wir in dieser Beziehung ungefähr wieder auf der Stufe angelangt sein mögen, auf der sich Athen in der Zeit des Perikles befand.

Aber dieses Athen hatte noch seine Sklavenfolter, deren es sich ohne Zweifel schämte, wie der Umstand beweist, daß kein Geschichtschreiber, Dichter oder Rhetor sie beschrieb, kein Maler sie dargestellt hat; wenigstens ist nichts Dergleichen auf uns gekommen *) Und Aehnliches, zum Theil Schlimmeres, was entweder die Scham oder Politik der Thäter oder Verantwortlichen oder die Polizei den Augen des Publikums entzieht, birgt sich nun auch unter der glänzenden Hülle unserer heutigen Humanität. Die vielbeschriebenen und dennoch im Verhältniß zu ihrer grundsätzlichen Wichtigkeit noch viel zu wenig gekannten englischen Fabrik- und Grubengräuel aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sollen die Nerven der Leser nicht noch einmal peinigen; aber

*) In einer Prozeßverhandlung, wo die Folter erwähnt wird (Demosthenes' Rede gegen Pantainetos) wird bloß gesagt, der Folterer habe keinen Muthwillen (οὐδὲν ἀσελγίας) gespürt.

baran erinnern muß ich wenigstens. Natürlich hat man auch deren Verüber reinzuwaschen versucht; und die begeisterten Herolde des modernen Industrialismus finden scheinbarere Entschuldigungsgründe als die Anwälte der Heyenrichter. Doch nicht deshalb wurden Kinder in der Spinnfabrik zu Tode gemartert, weil man ihrer Väter zum Bau von Dampfmaschinen bedurft hätte, sondern in der Zeit, wo der Dampf noch gar nicht zum Treiben der Spinnmaschinen benützt wurde, hat man die Männer hinausgeworfen und die Kinder hineingesteckt, weil deren Finger feiner, weil sie selbst wohlfeiler und gegen Mißhandlungen wehlofer waren. Die Männer aber wurden nicht mit dem Bau von Dampfmaschinen beschäftigt, sie hatten weiter nichts zu thun, als den Brotdienern der Familie, den Kindern, die Kleider zu flicken, den Brei zu kochen und die Maßzeit in die Fabrik zu tragen. Gerade von der Zeit an, wo Dampfmaschinen in größerer Zahl verwendet wurden, besserte sich die Lage der Arbeiter, weil man im Maschinenbau Kinder nicht verwerthen konnte, sondern starke und geschickte Männer brauchte, die in der Lage waren, sich gute Arbeitsbedingungen zu erkämpfen, und von denen die Bewegung ausging, die den Fabrik- und Grubengräueln ein Ende gemacht hat.

Diese Gräuel haben ganz die selbe Ursache gehabt wie die Sklavengräuel des Alterthums: die hilflose Abhängigkeit der Arbeiter von ihrem Brotherrn. Im Alterthum wurde diese Abhängigkeit durch eine gesetzliche Institution gesichert, in unserer Zeit wird sie durch die Wirthschaftsverhältnisse mit Hilfe der sogenannten Freiheit geschaffen. Keine Arbeitsordnung, habe ich gesagt, ist an sich human oder inhuman; human oder inhuman sind nur die Personen, die die Arbeitsordnung ihrer Zeit so oder anders handhaben. Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden, warum und wodurch unser „freier“ Arbeiter abhängig ist, denn Das weiß alle Welt; hervorheben will ich nur, daß die moderne Arbeit- und Wirthschaftsordnung zwei Gefahren für die Humanität hat, die die in der Rechtlosigkeit des antiken Sklaven liegende Gefahr mitunter beinahe und mitunter völlig aufwiegen. Die erste besteht in der Unverantwortlichkeit des Brotherrn. Der Arbeiter sucht „freiwillig“ Arbeit — Das heißt: Arbeitsgelegenheit oder Erlaubniß zur Arbeit —, er bietet sich an, er schließt „ungezwungen“, jedenfalls nicht durch den Brotherrn gezwungen, einen Kontrakt ab. Was kann der Herr dafür, wenn der Arbeiter, der ja selbst am Besten wissen muß, wie viel er zum Lebensunterhalt braucht und was sein Körper zu leisten und zu ertragen vermag, sich um einen zum Sattessen nicht hinreichenden Lohn zu einer Arbeit verpflichtet, die durch ihre Art oder Dauer seine Gesundheit untergräbt? Die zweite Gefahr aber liegt darin, daß die heutigen Unternehmer so oft durch die Konkurrenz gehindert werden, ihren Arbeitern erträgliche Arbeitsbedingungen zu bewilligen. Fabrikanten, die bloß von der Fabrikation gelebt hätten, gab es

im Alterthum nicht. Der antike Großgrundbesitzer aber war nicht gezwungen, seine Sklaven zu schinden. War er human, so konnte er ihnen das Leben angenehm machen, ohne dadurch seine Existenz zu gefährden. Denn er lebte nicht vom Gelderlös aus den durch Sklavenarbeit erzeugten Waaren, sondern er lebte unmittelbar von Dem, was seine Sklaven auf dem Acker, im Weingarten und in der Werkstatt erzeugten; er brauchte wenig oder nichts zu kaufen. So weit einzelne Herren für den Markt arbeiten ließen, ging auch die Schinderei schon an; und in den Bergwerken, allerdings nur in diesen, war sie die ausnahmslose Regel. In der modernen Arbeit- und Wirthschaftsordnung dagegen giebt es mehr Fabrikanten und Handwerksmeister als Landwirthe; und der Fabrikant kann bankrott werden, wenn er jedem seiner Arbeiter eine Zulage von fünfzig Pfennigen für den Tag bewilligt oder ihre Arbeitszeit kürzt oder zum Schutze ihrer Gesundheit kostspielige Einrichtungen trifft.

Die schlimmsten der aus diesen beiden Ursachen entstandenen Gräueltaten sind zwar durch die bekannte Entwicklung der letzten Jahrzehnte theils gemindert, theils eingeschränkt worden, aber vollständig beseitigt sind sie noch keineswegs; und während die Fabriken unter der Leitung von wohlwollenden und verständigen Industriefeudalen vielfach Musterwerkstätten geworden sind, haben sich nicht wenige Proletarietwohnungen in wahre Brutstätten alles Schlechten verwandelt. Denn der Zwang zum Familienleben, zusammen mit der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit des modernen Arbeiters und mit dem bei seiner Unbildung natürlichen Mangel an den erforderlichen moralischen Eigenschaften und wirthschaftlichen Einsichten und Fertigkeiten bei beiden Ehegatten, bringen es mit sich, daß weder das Einkommen für einen geordneten Haushalt hinreicht noch die Frau der Aufgabe, einen solchen mit unzureichenden Mitteln zu führen, gewachsen ist. Die so entstehende unleidliche Lage macht beide Theile schlampig und zornmüthig, die Aeußerungen des Zornes werden durch keine jener Gegenwirkungen gemildert, verfeinert und gezügelt, die von höherer Geistes- und tieferer Herzensbildung ausgehen, und da nun noch dazu die Kinder schon von frühester Jugend an zum Broterwerb herangezogen werden müssen, so entsteht jene Hölle, in die die Gerichtsverhandlungen über Kindermißhandlung dem Publikum hier und da einen flüchtigen Einblick eröffnen oder eröffnen würden, wenn nicht die „gute“ Presse solche Verhandlungen rüchrichtvoll verschwiege, obgleich solche Prozesse wichtiger sind als alle Komités, Exposés, Communiqués und was sonst, wovon die Zeitungen weitläufig berichten. So hat das moderne Wirthschaftsleben einen traurigen Erfolg zu verzeichnen, den keine Barbarei des alten oder neuen Heidenthums je hervorgebracht hat; während bei allen Naturvölkern die Mütter ihre Kinder zärtlich lieben und pflegen, wandelt sich der mächtige, schon bei schwachen, wehrlosen Thieren die Todesfurcht besiegende Instinkt

der Mutterliebe bei Weibern unserer christlichen Kulturwelt in Hoß und Grausamkeit. Und nicht etwa bloß bei wenigen scheußlichen Ausnahmen. Für 109000 Kinder ist der englische Kinderschutzverein im Jahre 1894 eingeschritten. Darunter, heißt es im Bericht, hatten 25437 Wunden, Beulen und Brandflecke von Gewaltthätigkeiten, die mit Stiefeln, Pfannen, Schaufeln, Riemen, Tonnen, Schürreisen, Feuer, kochendem Wasser, verübt worden waren. Dann kommen 62887 Kinder, die in Folge von Hunger schwach und verkümmert und in Folge von Vernachlässigung voll Schmutz, Ausschlag und Geschwüren waren; dann 712, bei denen die Mißhandlung den Tod zur Folge hatte; dann 12663 kleine Wesen, die zum Betteln gemißbraucht wurden, zum Theil auf den Armen fauler Trunkenbolde; dann 4460 kleine Mädchen, die Opfer der Sinnenslust menschlicher Ungeheuer, endlich 3205 kleine Sklaven, die zu unpassenden und schädlichen Beschäftigungen oder gefährlichen Aufführungen verwendet wurden. Dabei ist noch zu beachten, daß über 28000 dieser gemißhandelten Kinder noch nicht einmal drei Jahre alt waren. Nehmen wir hierzu die Kindermißhandlungen und Kinderausbeutungen, die aus französischen Nonnenklöstern gemeldet werden, die Brutalitätverbrechen aller Länder, die Folterungen in Spanien, Italien und Ungarn, die Leiden, die manche noch ungeschützte Klassen von Arbeitern namentlich durch überlange Arbeitszeit oder durch Nachtarbeit zu erdulden haben, gewisse Gefängnißgräuvel und Brutalitäten der Polizei auch in sehr hoch civilisirten Ländern; die Ehe weiber, die von trunksüchtigen Männern ausgebeutet und mißhandelt werden, die Stellung der Prostituirten, die Peißelwirthschaft in manchen Schulen und Werkstätten, so haben wir einen ansehnlichen Berg von Barbarei und Unmenschlichkeit vor uns, den das moderne Leben mit seiner Arbeit- und Wirthschaftsordnung aufgethürmt hat.

Und dabei schwebt die Humanität sogar in Gefahr, grundsätzlich verworfen und bekämpft zu werden. Das Aufblühen der für die Gewerbe so wichtigen Naturwissenschaften seit der Mitte unseres Jahrhunderts machte die Geister den Alten und den humanistischen Studien abwendig und erzeugte die Vorstellung, daß diese Studien ein Hinderniß des Fortschrittes bildeten. Keineswegs vermeinte man, sich von der Humanität abzuwenden; vielmehr glaubte man, gerade durch die Pflege der wissenschaftlich begründeten Technik, die den Menschen mit materiellen Gütern überhäuft, das Loß der ganzen Menschheit glänzend gestalten zu können und so durch die beabsichtigte Beglückung Aller echte Humanität zu bewahren. Auch bildete man sich ein, die Naturforschung würde zur Lösung der höchsten Probleme führen, die wahre Moral begründen und alle alten Ideale weit vollkommener verwirklichen helfen als die alten Geisteswissenschaften. Zunächst glaubte man, sich der armen Schülerlein erbarmen zu sollen, denen die lateinische und griechische

Grammatik die Schule zur Folterkammer mache, und man redete sich ein, daß die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien die echte Humanität weit sicherer erzeugten als der geistige Umgang mit den Alten. Dieser gut gemeinten Ansicht liegt aber ein verhängnißvoller Irrthum zu Grunde. So sehr die Realisten mit ihrer Kritik des humanistischen Gymnasiums Recht haben mögen, so schmerzlich der heutige Gymnasiast durch den Stoff, den ihm die Jahrhunderte angehäuft haben, das „Weß Dir, daß Du ein Enkel bist“, zu empfinden bekommt, so wenig der Unterricht in den alten Sprachen in der Absicht, die antike Humanität zu propagiren, und nach einer dieser Absicht angemessenen Methode betrieben wird —: Humanität zu erzeugen, sind die Naturwissenschaften nicht geeignet. Die Natur ruft uns nur zurück, was wir in sie hineingesprochen haben. Dem Einen verkündet sie den persönlichen Gott, dem Anderen den „König Umschwung“, wie Aristophanes spottend die Kausalität nennt, mit der die Philosophen seiner Zeit den Zeus zu entthronen versuchten; dem Einen erzählt sie von dem liebenden Vater im Himmel, der das zarte Lämmlein mit Wolle bekleidet und jedes Blümelein trinkt mit Thau, dem Anderen zeigt sie nur den wilden Kampf ums Dasein, der tausend Schwache um eines Starken willen vernichtet, der dann — weiß der „Umschwung“, zu welchen Zwecken! — einem noch Stärkeren oder einer Ueberzahl von Schwachen zum Opfer fällt. Und diese naturwissenschaftliche Theorie beginnt schon, unserem öffentlichen Leben den Stempel aufzudrücken. Die Kraftmeierei nimmt überhand; daß sich die „Guten“ durch Unterdrückung der „Schlechten“ emporschwingen und dann diese ausbeuten, gilt als höchste Moral; und Kolonialgräuél aller Art, besonders im Kongostaate, lehren deutlich genug, wie dieser moderne Aristokratismus verstanden wird. Das Betrüsten zu Wasser und zu Lande aber bedeutet doch nichts Anderes, als daß jedes Volk die übrigen Völker für grausame und raubsüchtige Bestien hält, die auf eine Gelegenheit lauern, über den Nachbarn herzufallen, und es sicherlich thun werden, sobald er in seinen Rüstungen nachläßt, wobei noch zu bedenken ist, daß die modernen Zerstörungsmittel den Krieg trotz Ambulanzen so inhuman wie möglich machen. Daß die verhältnißmäßige Seltenheit der Kriege in unserer Zeit nicht der Humanität zu danken ist, wurde schon hervorgehoben. Wir würden so gut wie die Völker älterer Zeiten jedes Jahr Krieg haben, wenn der Krieg nicht bei der Größe der Heere und der Kraft der Zerstörungsmittel so ungeheuer kostspielig und riskant wäre, wenn nicht die Lahmlegung der Kleinstaaten und die Verminderung ihrer Zahl die Anlässe zum Kriege vermindert hätte und wenn nicht der heutige Verkehr neue Methoden der Ausbeutung von Völkern durch Völker geschaffen, die alten Methoden dagegen, das urwüchsige Raubsystem, zum Beispiel die Kaperung von Gewürz- und Silberflotten, unmöglich gemacht hätte. Auch ich bin der Ansicht, daß

die Guten — und zur Güte gehört die Stärke — herrschen sollen, sowohl die guten Personen im Staate und im Wirthschaftsleben wie die tüchtigen Völker über die untüchtigen, und ich würde einen Zustand der Verzärtelung, wo sich Jedermann vor körperlichen Schmerzen als vor dem höchsten Uebel fürchtet, für verhängnißvoll ansehen. Doch nichts kann in meinen Augen die Barbarei rechtfertigen, Schwachen und Wehrlosen aus Gewinnsucht Leiden zuzufügen; die Herrschaft der Besten aber soll als ein *nobile officium* zum Wohl der Beherrschten ausgeübt werden und nicht die Form der Ausbeutung annehmen.

Das wäre die Humanität im engeren Sinne. Wie weit wir in dieser zurückgekommen sind, beweist der Umstand, daß in den fünfziger Jahren die schlechte Behandlung der Revolutionäre in den neapolitanischen Gefängnissen und der Mortarafall das ganze gebildete Europa in Bewegung setzten und zu diplomatischen Interventionen Anlaß gaben, während die Kunde von der Mißhandlung und Verküppelung der sizilianischen Schwefelgrubenkneben und die blutige Unterdrückung einer gegen die unerträgliche Kamorrawirthschaft gerichteten Organisation halb verhungertes Bauern keinen Menschen aufgeregt haben, — wenigstens keinen den „besseren“ Ständen angehörigen Menschen.

Was sonst zur Humanität gehört oder vielmehr nicht gehört, muß nun kurz abgefertigt werden. Barbarei ist das Spezialistenthum in der Wissenschaft, gleich dem Alexandrinertum der hellenistischen Zeit eine nothwendige und nützliche Barbarei, aber für Den, der darin untergeht, trotzdem doch immer eine Barbarei. Barbarei ist der Byzantinismus mit seinem Orden- und Titelwesen und seinen Majestätbeleidigungsprozessen. Barbarisches Chinesenthum ist das Prüfung- und Berechtigungswesen. Barbarei ist eine Arbeittheilung und Maschinenbedienung, die dem Menschen selbst zum Maschinentheil macht. Barbarei ist die Arbeithege unserer Zeit, die Keinen mehr zur Besinnung, zu sich selbst kommen läßt. Der edle Hilty erklärt, daß es strenge Pflicht für alle Menschen ohne Ausnahme sei, sechs Tage in der Woche zu arbeiten, „nicht mehr und nicht weniger“, und daß nur in steter Arbeit das Glück zu finden sei; aber von der heutigen Welt sagt er, sie sei erbarmungslos gegen alle Arbeiter, die sie treibe, bis sie zusammenbrechen. Und gewiß nicht weniger barbarisch ist die Sucht, in sinnloser Hast zu produziren, ohne Maß, und der Produktion die Personen zu opfern, während doch alle Produktion nur einen Sinn hat, wenn sie sowohl durch die auf sie verwendete Arbeit wie durch die Güter, die sie erzeugt, den Personen dient und sie vervollkommenet. Die Personen kommen gar nicht mehr in Betracht. Wenn nur die Rentenwerthe ihren Kurs haben, wie viele Caruss dabei in den Schwefelgruben verstümmelt werden oder umkommen: Das ist so gleichgiltig wie die unvermeidliche Abnutzung der Maschinentheile. Als diese herrliche Weltansicht aufkam, nannte man ganz folgerichtig die Arbeiter Hände, weil ja

das Gehirn, die Seele und der Magen, die an diesen Händen hängen, ein ganz überflüssiger, unzweckmäßiger und unbequemer Ballast sind, so daß der Wunsch entsteht, alle lebendigen Hände durch Automaten ersetzen zu können. Heute wird diese schöne Auffassung auch schon auf die geistige Arbeit ausgedehnt; und man erwirbt für einen Zeitungschreiber- oder Ingenieurposten, für ein Kommunal- oder Staatsamt nicht einen ganzen Mann, sondern bloß noch eine Arbeitskraft. Hol' der Teufel den ganzen Quark, mag er Staat oder Kirche, Gesellschaft oder Civilisation heißen, wenn er nur noch aus Händen und Arbeitskräften besteht! Sind die Theile nichts werth, so ist auch das Ganze nichts werth. Das allein Werthvolle auf Erden ist der Mensch, alles Andere kann nur durch die Beziehung auf ihn Werth empfangen. Diese Wahrheit verleugnen, heißt, die Humanität verleugnen. Barbarisch ist die allgemeine Balgerei um das Geld. Human ist allein die antike, von Aristoteles am Schärfsten ausgeprägte Ansicht, daß nur die Oekonomie dem freien Manne, dem Vollmenschen ziemt, die Chrematistik schimpflich sei. Es ist wahr: die römischen Großbauern sind arge Wucherer gewesen, die Griechen aber haben sich nicht allein auf den Schacher, sondern auch auf das Bestehlen des Fiskus verstanden, und so weit sie einem Hegemonenstaate angehörten, die Bundesgenossen ausgeplündert. Aber nöthig hatte das Alles der durchschnittliche Bürger nicht; er konnte von seinem Landgut leben und brauchte, wenn er nicht wollte, nicht einmal seine Sklaven auszubeuten. Jedenfalls aber hielt er wenigstens theoretisch und grundsätzlich an der richtigen Auffassung fest. Heute macht die Balgerei ums Geld uns Alle gemein. Auch die Besten haben den Kopf voll von Geldsorgen, müssen um Arbeit betteln oder nach Kunden jagen und Konkurrenten schädigen. Wie es die weniger Guten treiben, braucht nicht beschrieben zu werden. Aber auch das edle und neidlose Gewerbe der Landwirthschaft ist der Chrematistik und dem Schacher verfallen; und wenn der Bauer auch — Gott sei Dank! — noch nicht so weit hinein verwickelt ist, daß er den Nachbarn als Konkurrenten hassen müßte, bekämpfen einander doch schon die ost- und westelbischen Bauern mit Tarifen und die Bauern verschiedener Länder mit Zöllen und Seuchenspallen.

Auch im Aesthetischen fehlt es nicht an mancherlei Barbarischem. Von moderner Kunst und Literatur kenne und verstehe ich zwar nicht viel, aber ich lese doch die Klagen Anderer. Die Siegesallee in Berlin habe ich bei meinem letzten Besuch ängstlich gemieden, um nicht zu einer gefährlichen Aeußerung gereizt zu werden. Das Varietés-Theater an sich verwerfe ich nicht; sich an anmuthigen Stellungen und Bewegungen und an Proben wunderbarer Geschicklichkeit zu ergötzen, ist kein schlechter Geschmack. Aber es kommt viel vor, was aus dem Aesthetischen ins verwerflich Rohe und in groben Sinneskugel umschlägt. Gegen unsere nicht ästhetische Männerkleidung habe ich nichts einzuwenden,

da es dem Manne nicht ziemt, mit einer schönen Figur zu prahlen; es giebt Rücksichten, die wichtiger sind als die ästhetischen. Diese Kleidung unästhetisch zu nennen, halte ich für übertrieben. Nur, sie auf Denkmälern in Erz oder Marmor nachzubilden, ist eine unentschuldbare Geschmacklosigkeit. In den Kinderanzügen offenbart sich seit einigen Jahrzehnten eher zu viel als zu wenig Geschmack. Kinder sollten nicht zu Theatereffekten gemißbraucht werden. Die Frauenmoden waren vom Anfang des Jahrhunderts an bis vor wenigen Jahren ziemlich barbarisch. Jetzt werden sie geschmackvoller; und nur, daß sie eben Mode sind, erzeugt noch viel Barbarei. Die Mode wird von vornehmen Damen in Verein mit ihren Schneiderinnen gemacht und jeder neu erfundene Schnitt ist natürlich darauf berechnet, die Figur der Erfinderin schön erscheinen zu lassen. Dann aber wird dieser neue Schnitt von allen Frauen und Mädchen mechanisch nachgeahmt, auch von solchen, zu deren Figur er gar nicht paßt; und in Folge Dessen sehen wir ewig Karikaturen auf der Straße herumlaufen. Die antike Frauentracht, die bei uns einzuführen freilich nicht möglich ist, paßte Allen ohne Ausnahme, machte keine ihrer Trägerinnen lächerlich und war nur in untergeordneten Anhängeln, nicht in den Hauptbestandtheilen und im Schnitt, der Mode unterworfen. Das Rauchen ist an sich eine Barbarei, die man jedoch, wie das Schnapstrinken, dem Nordländer verzeihen kann. Was aber schlechterdings unverzeihlich und unentschuldbar ist, Das sind die deutschen und österreichisch-ungarischen Rauchunsitten. An diesem Stück Barbarei hat Herr von Nassow in einer der Schriften, mit denen er vor einigen Jahren Aufsehen erregte, die Vergrößerung der Sitten der Vornehmen veranschaulicht, während, wie er zugleich schilderte, die Sitten der kleinen und gemeinen Leute sich verfeinert haben, so daß also die früher mehr auseinanderliegenden Anstandsfordernngen zwischen Vornehm und Gering einigermaßen ausgeglichen erscheinen. Dieser Ausgleich, der eine Herabdrückung der Aristokratie bedeutet, ist es, was Nietzsche mit solchem Haß gegen die Demokratie erfüllt hat. Ich sehe aber durchaus nicht ein, daß die Aristokraten sich gemein benehmen müßten, wenn die gemeinen Leute anfangen, fein zu werden. Daß die Armen den Reichen und die Mägde ihren Gebieterinnen nachhassen, wenn es ihnen nicht gesetzliche Schranken, zum Beispiel Kleiderordnungen für die verschiedenen Stände, ausdrücklich verbieten, hat seine guten psychologischen Gründe. Dagegen geschieht es ohne jeden vernünftigen Grund, wenn die Vornehmen sich den Sitten der Gemeinen anbequemen. Noch dazu steht die Demokratie bloß auf dem Papier; die Vornehmen haben nicht allein ihre thatsächlichen Vorrechte, sondern auch ihre gesellschaftliche Absonderung aufrecht erhalten; sie besuchen weder Arbeiterbälle noch Destillationen oder Kaffeeshänken und haben auf der Eisenbahn ihre eigenen Wartesäle und Wagenabtheile.

Wer in unserem, durch die Vielheit der Interessen zerrissenen, durch die Vielheit der Eindrücke verwirrenden, barbarischen Zwang ausübenden und den Menschen verummenden und verzopfenden modernen Leben sein Menschenthum bewahren will, Der muß sich von Zeit zu Zeit in eine Umgebung zurückziehen, wo er reines Menschenthum, einfache, faßliche, klar umrissene Persönlichkeiten und Idealgestalten schaut, wo ihm die ewigen und unveränderlichen Gesetze des menschlichen Daseins und die diesem Dasein angemessenen Verhaltensregeln in schlichter, verständlicher, schwulstfreier Sprache mitgeteilt werden, wo er mit den Angehörigen zweier Völker verkehrt, von denen das eine heiter und zart Sinnig, liebenswürdig und menschenfreundlich, das andere ernst und streng ist, die aber beide gleich tüchtig, gleich verständig, gleich gesund und natürlich, reich begabt und Schöpfer einer Fülle von Kulturgütern sind. Wie befreiend wirkt schon der geistige Aufenthalt in einer Gegend, wo eine über den Muskeln eines untadeligen Männer- oder Jünglingsleibes gespannte glatte Haut als das ehrenvollste Staatskleid gilt und wo Jeder Jeden, auch der Sklave den Caesar, mit Du und ohne Titel anredet!

Reiffe.

Karl Jentsch.



Zukunft-Menschen.

Mir ist ein Glück widerfahren. Ich möchte es festhalten, ich möchte auch Andere daran theilnehmen lassen. Ein kindisches Glück: ich habe meinen Glauben wiedergefunden. Meinen Glauben an die Menschen, an die Güte, an die Zukunft. Es ist in Ihrer „Zukunft“ oft über all das Utopische, Beglückungssüchtige skeptisch gespoitelt worden, auch von Ihnen, sehr geehrter Herr Harden; und da ich selbst so gar skeptisch geworden bin, habe ich oft beim Lesen mit nachdrücklichem Kopfnicken zugestimmt. Aber heute hat er mich wieder einmal überwältigt, der kindische Glaube. Das haben die Brüder Heinrich und Julius Hart zuwegegebracht, die göttlichen Kinder.

Es handelt sich um das erste Heft einer Reihe von Flugchriften, die unter dem Namen „Das Reich der Erfüllung“ von den beiden Brüdern herausgegeben werden. „Vom höchsten Wissen“ und „Vom Leben im Licht“ heißen die beiden Aufsätze, die darin vereinigt sind, und den Abschluß bildet ein kurzes Manifest: „Unsere Gemeinschaft“.*)

Was darin gesagt wird, lag in der Luft und ist nicht eigentlich seinem Inhalt nach neu. Und gegen die Art, wie in der ersten Hälfte neue Erkenntniß, neue, ganze, positive Weltanschauung uns in zweifellosem, apodiktischem Ton

*) Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig. Preis 1 Mark.

entgegengerufen, ja, fast zugeschworen wird, setzte sich meine Skepsis und Rückertlichkeit energisch zur Wehr; ich hatte den Eindruck überhöhter Verstriegenheit, die sich am Worttausch allzu ausschweifend Genüge gethan hatte. Ich war von dem Jubel, mit dem uns die Lösung des Welträthsels mitgetheilt wurde, ganz und gar nicht erbauet. Mit steigender Unlust las ich weiter; dann aber wurde ich hingerissen und überwältigt. Denn nicht mehr von der Welt und den Erkenntnisfragen war jetzt die Rede, sondern von uns Menschen. Und da sagen die beiden Brüder die alten, ewigen, einfachen, selbstverständlichen und doch so furchtbar schweren Dinge mit einer so sieghaften Glaubensgewalt, mit einer so lieben und mächtigen Unschuld, mit einer so strahlenden Gewißheit, daß diese Lehren gelebt werden können und müssen, daß es möglich sei, den Willen der Menschen zu erwecken und neu zu formen: daß in mir Alles, was je in diesen Tönen geschwungen hat, sich ihrer Weise angeschlossen und in mir der sehnstüchtige Wunsch erwachte, mit diesen Beiden mitzuglauben und in ihrer Gemeinschaft mitzugehen. Und als ich an die Stelle kam, wo der eine der beiden Brüder uns in fast trockenen, schlichten Worten sagt, wie man zur Harmonie gelange, wie man „jedes Leid durch Betrachtung oder durch die Bluth inbrünstiger Versenkung aufzulösen“ ringen könne, wo ich Das ausgesprochen fand, was ich an mir selbst erprobt hatte, daß wir neuen Menschen mit Allem in der Welt fertig werden können, da las ich nicht weiter und begann dieses Schreiben an Sie und Ihre Leser, um zu bitten, heute, am Pfingsttage, zu bitten, wenigstens einmal im Jahr sich den Kindermuth zu fassen und zu glauben: daß wir Menschen gut zu einander sein können, daß auch über uns das Menschenwort und unsere innerste Stimme noch Gewalt hat, daß einst noch eine starke, läuternde Erhebung und Neugeburt, eine Wandlung und Erlösung von Uebel und Unsinn über uns Westeuropäer kommen kann. Denn an die Russen, denen in Tolstoi vielleicht schon der Johannes lebt, habe ich schon immer geglaubt; ich glaube jetzt auch wieder an uns. „Es wird Einer kommen und sprechen neue, große und ungesagte Worte, daß der Mensch eigentlich ein Gott sei . . .“ So kündigt Christan Wagner, auch ein Kind. Auch Einer, der unserer Gemeinschaft angehört. Dem Kinde gehört die Zukunft; lassen Sie mich darum heute von den beiden Dart erzählen.

Was die Brüder Dart uns zurufen, ist das Alte und Ewige: Ihr Menschen, vertraget Euch doch, seid doch nicht wie Feinde gegen einander, sondern wie Verbündete, stellt doch die Naturmächte in den gemeinsamen Dienst, seid nicht Widersacher und Arglistige, sondern ergänzt Euch und schonet Euch; Ihr, die Ihr Euch über die träge Masse erhoben habt, lebet doch Eure Weltanschauung und sehet Eure freie und eigene Lebensgestaltung nach Eurer Einsicht, Eurem Willen und Eurer ganzen Kraft durch! Wie dieses Gemeinschaftsleben von Adelsmenschen sich im Einzelnen gestalten soll, Das soll uns in späteren Flugschriften dargethan werden; die Hauptabsicht dieses ersten Festes scheint zu sein, die Weltanschauung darzustellen, deren bezaubernde und lösende Wirkung sei, uns mit der Kraft und der Freudigkeit zu erfüllen, die zu solchem Leben im Licht nothwendig ist. Dies Fest zielt daher auf nichts Geringeres ab als auf eine neue Logik, eine neue Physik und Metaphysik. Sehen wir zu, ob uns die versprochene Lösung des Welträthsels gegeben wird, ob sie als Grundlage der selbstherrlichen und friedfertigen Lebensgestaltung genügt und ob sie dazu überhaupt nöthig ist.

Die neue Weltanschauung — deren Grundzüge Julius Hart auch in seinem Werk „Der neue Gott“ niedergelegt hat — ist ein moderner Ausbau der alten Lehren Heraklits, Giordano Brunos und Hegels; sie kündigt die Identität alles Manichfaltigen und aller Widersprüche in der Welt der Erscheinungen wie der Begriffe und Lehrgebäude, die Harmonie auf dem Grunde der Differenzierung, das Zusammenfallen von Welt und Ich, das Reich der Sozialen durch Verbündung gütiger und eigenmächtiger Individuen: das principium coincidentiae oppositorum, die Negation aller Negation durch die Anerkennung des Grundsatzes, daß die Gegensätze sich nicht befehden, sondern ergänzen, daß es nichts ganz Falsches und nichts ganz Wahres giebt, daß Alles sich ewig verwandelt.

Die Kausalität wird ersetzt durch die Identität: das Eine ist nicht die Wirkung eines Anderen, sondern Beide sind verschiedene Varianten des Selben. Aber man denke nicht, daß das Absolute als leeres, unsinnliches Ding an sich hinter der Welt stecke, vielmehr ist das Reale, die Gesamtheit aller Widersprüche und sinnlich verschieden aufgefaßten Erscheinungen, dieses Absolute selbst. Es giebt keine Lösung jenseits der realen Sinnenwelt; vielleicht giebt es noch tausend verborgene Sinne, die uns neue Bilder der einen Welt bieten würden, wenn wir sie hätten, aber es giebt nur diese uns vertraute und wohlbekannte Welt, deren unzählige Widersprüche alle nur verschiedene Augen und verschiedene Spiegelbilder des Ewig-Realen sind, die sich wie zu einem harmonisch wirkenden Mosaikbild zusammensetzen.

Die Anschauungen sind freilich verworren und verwirrend, verschieden und unähnlich; auf ihrem Grunde aber baut sich die Welt der Begriffe auf und der Begriff faßt das Ähnliche in den verschiedenen Anschauungen ohne allzu viel Federlesen in Einem zusammen und übersieht das Unähnliche. So werden die realen Gegensätze in eine reale Einheit aufgelöst; denn die Anschauungen sind real, der Begriff aber ist auch eine Wirklichkeit. Freilich entstehen nun dadurch wieder Täuschungen und Irrthümer in der Sphäre der Begriffswelt, aber man kann ja auf die Anschauung zur Kontrolle und Richtigestellung zurückgreifen. So ergänzt eine Stufe die andere. Die verschiedenen Begriffsgebäude mit ihrem Widersprüchen führen zu Haß und Feindschaft, Mord und Totschlag; aber diese Widersprüche sind ja nur in Gedanken, sie machen nicht die reale Welt aus. Alles wandelt sich, nichts Besonderes hat Allgemeingiltigkeit, die Menschen müssen es sich abgewöhnen, sich um der Verschiedenartigkeit ihrer Köpfe willen diese Köpfe abzuhacken. Freut Euch doch der erquicklichen Buntheit; Ihr habt ja doch Alle Recht. Der Realismus hat Recht, aber der Idealismus auch; der Materialismus drückt die Wahrheit aus, der Spiritualismus aber nicht minder, liebe Kinder. „Um das Wesen des Einen und des Selben zu erkennen, müssen wir es in die Formen des Vielen und des Anderen auflösen.“ Die Einheit eines Dinges besteht aus vielen anderen Dingen; eben so besteht die Einheit einer Empfindung in der Vielheit der Bewegungen, die in ihr zusammengedrängt sind. Eben so . . . Man findet dieses Wort gar häufig in den philosophischen Darlegungen Julius Harts, denn alle Logik ist ja nur Analogie. Nur freilich wird bei diesem überverwegenen Analogieschluß nicht beachtet, daß die Dinge, die das Ding zusammensetzen, mit ihm, was sie auch sonst sein mögen, in jedem Fall homogen sind; man kann sie objektive Dinge oder chemische Stoffe

oder Kräfteinheiten oder subjektiv entstandene Bilder nennen: in jedem Fall sind die Einzeldinge und das Gesammtbild von einerlei Art. Die Bewegungen dagegen gehören der Welt des Objectes, der Außenwelt, an, die Empfindung aber ist subjektiv, innerlich; jene sind etwas vom Subjekt Hinausprojizirtes, starr Gewordenes; diese ist etwas Psychisches. Mir scheint, es hapert gar sehr mit dem „Eben so.“ Und Das ist keine Einzelfrage, sondern der Angelpunkt, um den all diese bitteren Fragen sich drehen. Subjekt und Object, Psyche und Materie, Ich und Welt, sie sollen sich Eins ins Andere wandeln. Aber wie? Etwa dadurch, daß Alles nur Seelenkraft ist, die Welt des Objectiven aber nur ein Nothbehelf, den sich die thierischen Seelenkräfte als Antwort auf die Erregungen anderer Seelenkräfte fabrizirt haben? Oder dadurch, daß Alles Stoff ist und die Seelenvorgänge ein Produkt des Stofflichen? Oder schließlich so, daß Seele wie Körper nur parallele Erscheinungen eines Unbekannten sind? Alle drei Lösungen verwerfen die Verfasser; Alles soll real sein, Seele wie Körper, objektive Bewegungen sollen sich in subjektives Empfinden verwandeln; nichts Unsinnliches soll hinter der realen Ichwelt, dem wirklichen Welt-Ich, stecken. Ich gestehe: für diese prästabilirte Harmonie der besten aller Welten fehlt mir jedes verstehende Organ. An Bewegungen, die sich in Empfindung verwandeln, glaube ich genau eben so wenig wie an die Dreieinigkeit: Beides ist mir unfassbar. Für mich ist das Welträthsel von den Verfassern durch leuchtende Bilder und tönende Worte verbrämt und geziert, aber nicht gelöst.

Ich erkläre also: Die versprochene Lösung aller Welträthsel wird mir nicht gegeben; und dennoch kann diese Weltanschauung, die den Widerstreit des Monismus und des Dualismus durch den Omnilismus auflösen will, die die Frage, wie es möglich sei, von der Eins zur Zwei fortzuschreiten, dadurch aus der Welt schaffen will, daß sie mit allzu großer Gemüthlichkeit und Bergmüdigkeit uns sagt: Aber Kinder, Ihr könnt ja doch bis Tausend zählen, warum wollt Ihr denn über die dumme Zwei nicht wegkommen! — diese Weltanschauung kann also für eine neue Lebensgestaltung keine genügende Grundlage sein. Es bleibt die letzte Frage, ob denn die gütige und verständige Gestaltung unserer Schicksale und unserer Gemeinschaft einer solchen Glaubensgrundlage überhaupt bedarf, und ferner: ob nicht doch aus der Lehre von den ewigen Verwandlungen, die uns die Brüder Hart vortragen, sich Etwas ergibt, etwas Positives, woran wir bauen können.

Und da antworte ich: Nein, einer solchen Uebereinstimmung in den Weltanschauungsfragen bedarf es zum Glück nicht. Und Ja, es steckt etwas Positives in der Lehre unserer Brüder, das nicht deutlich genug herauskommt. Dieses Positive ist etwas Negatives. Alle Meinungen sind Wahrheiten, alle Lehren haben Recht, sagen die Brüder Hart. Kehren wir die Aussage um. Es giebt nur eine Wahrheit: daß alle Weltanschauungen und Systeme Unrecht haben. Alles Positive war immer nur die Nothbrücke, auf der man zur Kritik vorschritt, das Gerüst, mit dessen Hilfe alte Baracken niedergerissen würden. Nachdem diese positiv nothwendige destruktive Arbeit geschehen war, konnte man gar nichts Besseres thun, als das Gerüst schleunigst auch niederzureißen. Meist geben aber die Zimmerleute, die dieses Gerüst hergestellt haben, es für einen Palast aus; und deshalb pflegt es den Augen der Nachwelt eine ungesunde Barocke zu scheinen.

Für mich steckt in dem prangenden Gebäude der Brüder Hart nichts als

die goldene Lehre: auf Weltanschauungsfragen kommt es nicht an. Alles verwandelt sich in einander, Alles ändert sich, also ist Alles „egal“. Was nicht wahr ist, können wir immer deutlicher und bestimmter aussprechen; und je nach dem Stande dieser Kritik werden sich unsere Phantasien und Welttheorien gestalten. Es giebt erstens Destruktion: die ist wissenschaftlich. Es giebt zweitens Konstruktion: die ist phantastisch und problematisch. Woraus folgt: wenn wir neuen Menschen es zu Stande bringen, unser Schicksal und unsere Gemeinschaft frei und friedlich, ohne Zwang und Niedrigkeit, in Schönheit und Vernünftigkeit zu gestalten, dann kann es nicht auf dem Grunde einer neuen Weltanschauungseinheit geschehen, sondern auf dem Grunde des Verzichtes auf solche Einheit, nicht auf dem Boden des Glaubens, sondern auf dem Boden der Skepsis. Das ist die Aufgabe, die uns gestellt ist; und dieser Fassung des Postulates sind die Brüder Hart näher, als sie selbst zugeben wollen: ob die Friedfertigkeit und gelassene Resignivität der Skeptiker erreichen kann, was die fanatische Wuth der Religiösen niemals erreicht hat.

Die Brüder Hart sind keine Fanatiker. Sie verlangen nicht, daß die Menschen einander lieben, sondern, daß sie einander in Ruhe lassen sollen. Sie sind keine Rassengläubigen, sondern sie wenden sich zunächst an die Wenigen, die sie aus den Rassen zu einer freien Gemeinschaft lösen wollen. Ihnen rufen sie zu:

Nach all der Werktaglast, nach all dem Streit

Bricht nun herein die große Freudenzeit.

Neulich wie schon früher der Bauer von Warmbrunn, Christian Wagner, den Heroldruf ausgestoßen hatte:

Lasset Euch künden!

Es soll verschwinden

Die Qual der Erde,

Daß Friede werde!

Das Erquickliche und das Bedeutsame und Denkwürdige an der Schrift sind nicht diese oder jene einzelnen Ausführungen, sondern die Thatfache der That, die Initiative und die Freudigkeit des Glaubens. Wie wundervoll ist die Schlichtheit, mit der diese beiden Menschen ausrufen: Eine solche Gemeinschaft begründen wir hiermit! „Die neue Weltanschauung lebend, bilden wir überall in der Menschheit Kristallisation-Centren“, fügen sie hinzu. Diese neue Weltanschauung braucht wahrhaftig keine Räthsel der Erkenntnistheorie und der Metaphysik zu lösen. Sie ist uralte: lebet gemäß Eurer ursprünglichen Reinheit; lasset die Güte, die in Euch lebt, hochkommen; lasset Euch nicht von der trüben Tradition autoritärer Vergangenseitgewalten weiterschleppen und fortshawimmen; schwimmt gegen den Strom, lebet aus dem Vollen heraus, lebet! Lebet unbesonnen und wagemuthig, als tapfere Draufgänger; denn was liegt an dem Wischen Leben! Denn nur auf dem Grunde der Skepsis kann der Versuch vielleicht gelingen, neue Formen des Gemeinschaftslebens zu bilden; nur das freudige und tapfere Bedenken an den Tod alles Lebendigen kann uns zur Wiebergeburt des Lebendigen verhelfen.

Ueber den Mann kommt wieder die Freude und die Unschuld des Kindes, wenn er an den Alles wandelnden und Vergessen schaffenden Tod denkt. War schnell ist Alles zu Ende; es lohnt nicht, feig und niedrig zu sein. Die Brüder

Hart würden statt Dessen vielleicht sagen: Niemals geht Euer Wesen zu Ende, ewig seid Ihr da, die Welt ist der Freuden voll, schafft denn auch Ihr Euer Leben freudig und lebendig: es giebt keinen Tod, entfernt also alles Tote aus Eurem Leben! Aber kommt Beides nicht auf das Selbe heraus?

Hoppegarten.

Gustav Laubauer.



Gewitterbildung.

Herr Leo Hanau ist an der Börse der Mann des Jahrhunderts. Aber es ist leider das Kennzeichen unserer deklassirten Märkte, daß der Ruhm ihrer führenden Geister nicht ein Jahrhundert lang währt, ja, nicht einmal ein Jahrzehnt, und Herr Hanau kann deshalb froh sein, wenn sein junger Name in vier, fünf Jahren noch lebendig ist; es giebt an der Börse keine ewige Jugend mehr, und je schneller der Ruhm erworben wird, um so rascher pflögt er auch zu verblasen. Wenn in den letzten Monaten Niemand mehr sigeln und stacheln wollte: Herr Hanau hatte immer noch Mittel zu diesem löblichen Zweck zur Verfügung; und er war sehr tolerant: Goldminenshares galten ihm eben so viel wie deutsche Bergwerkaktien. Dann kam die Pest. Herr Hanau lächelte und kaufte anfangs noch ruhig weiter; er wurde der erste Mann in Berlin und Frankfurt. Niemand hatte einen so starken Besitz an Wertpapieren in der Hand, Niemand reichete an seinen Muth heran. Eines Tages gefiel es ihm, wie die Raqe mit dem Mäuschen, so mit der kraft- und willenlosen Börse zu spielen. Er ließ sich exekutiren, um auch einmal dieses Schauspiels Reiz zu kosten. Wer vermochte einzugreifen? Ringsum herrschte Fagen und Bangen. Da merkten die Bankiers und Banken, daß es mit ihrem Uebermenschenthum bald aus sei, wenn sie nicht den unbequemen rheinischen Faiseur, an den sich schon eine ganze Gruppe gläubiger Anhänger geschmiegt hatte, zu sich herüberzögen und ihm so den Garaus machten. Herr Hanau blickt herablassend auf dieser Liebe vergebemes Mühen. Wird ihm ein guter Preis geboten, — schön, so mügen die alten Stützen der Börse seine Engagements übernehmen. Wo nicht, — auch schön, so wird er gelassen warten, bis seine Ansprüche erfüllt werden. Das große Experiment, die einstigen Börsenfürsten zu deklassiren, ist jedenfalls geglückt. Ob er noch ein paar Wochen länger die Zügel in der Hand behalten darf, ist ihm gleichgiltig. Hat doch eine ruhmredige berliner Bank, die sich in der Anlockung des Publikums zum Börsenspiel nicht genug thun konnte, ihren Eifer durch arge eigene Verlegenheiten bähnen müssen. Auf dem üblichen Weg, durch Eröffnung von Wechselstuben, suchte sie sich Kundenschaft heranzuziehen; natürlich war es die Kundenschaft der Straße, die in der Börse die Quelle des Reichthums fließen sieht und von jedem äußeren Glanz geblendet wird . . . Die Herrlichkeit zeitweiliger Kursgewinne konnte ja nicht lange währen; die Spekulationen sind zusammengebrochen und drohen ihren Urheber mit ins

Verberben zu ziehen. Daß nur die Welt nichts davon erfährt! Sonst wäre es um das Vertrauen künftiger Gründungobjekte böse bestellt. So aber deckt der Mantel der Kollegialität die geheime Sünde.

Die Vielgeschäftigkeit allein bietet keine Gewähr für den Erfolg; selbst die unglücklichsten Industrien suchen die Aktionäre der Unternehmen durch die Erklärung zu beschwichtigen, daß es in ihrem Staat Niemand an Arbeit fehle. Sie sehen, wie es scheint, gar nicht ein, welches Armuthzeugniß sie dadurch den Verwaltungen ausstellen. Den Gummifabriken geht es notorisch schlecht; mitunter spricht, wie bei einem größeren berliner Etablissement, Unfähigkeit der technischen Leitung mit; in solchem Falle kann nicht schnell genug die Heilung gesucht werden, — ohne Rücksicht auf die dann hinauszumerfende Gehaltssumme. Das Hauptübel liegt in den Nachwehen der tollen Begeisterung, die schon vor mehreren Jahren für Fahrradher und Fahrradbedarf sonst ganz normale Kaufleute und Handwerker erhitzte und auf die nur zu schnell der Kragenjammer folgte. Die Gußstahlfugel- und Velordrehen-Fabrikanten haben sich trotz der Aufnahme anderer Artikel eben so wenig zu erholen vermocht wie die Velozipedfabrikanten selbst. Aber auch die Pneumatikindustrie ist verwundet; eine widerlich unverfälschte Reklame hilft zwar einzelnen Gummifabriken noch auf die Beine, schädigt damit aber die Gesamtheit der Industrie um so mehr. Es ist unheimlich, wie lange der Fahrradkrach, der einst von Amerika seinen Ausgang nahm — eben so wie jetzt die Deklassierung des Eisenmarktes — noch nachwirkt. Der Aktiengesellschaft „Sächsisch-Böhmische Gummivaarenfabriken“ hat die Vereinigung von Unternehmen keinen Segen gebracht. Die Unterbilanz ist fast auf eine Million Mark angewachsen und trotz allen Abschreibungen sind die „toten Konti“ noch immer nicht befriedigt. Unter den Großaktionären wird eifrig haufirt, damit sie die Gesellschaft retten; ihnen wird ein Rekord-Vorschlag unterbreitet: sie sollen ihre Aktien im Verhältnis von Zehn zu Eins zusammenlegen, also ihr Kapital gehnteln. So nur kann die Unterbilanz aus der Welt geschafft werden. Dann aber, wenn dieser Streich gelungen ist, wird kühn gefordert werden, etwa 700 000 Mark neues, gutes Geld auf das alte, schlechte zu legen, um den Bestand der Fabriken zu ermöglichen. Ob damit die Sanirung beendet sein wird? Die Verwaltung will nicht liquidiren, denn die Fabriken, erklärt sie, sind bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit beschäftigt. Die vielen Arbeitsaufträge nützen aber dem Unternehmen, das seine Verluste aus der Pneumatikfabrikation und aus den Forderungen an die Fahrradkundschaft in den letzten Jahren abgeschrieben hat, gar nichts. Statt neue schwere Opfer zu verlangen, sollte eine gekheilte und wohlmeinende Verwaltung es bei dem Verlust des Aktientapitals bewenden lassen, die Gläubiger befriedigen und sich einen anderen Erwerb suchen.

Ein zwar nicht erhebendes, aber lehrreiches Beispiel für den Verzicht auf das Geschäft bieten die Provinzbankiers. Sie haben nun, da die neuen Stempelvorschriften am ersten Juli in Kraft treten, ihre Rolle völlig ausgespielt, so weit sie für das Börsengeschäft in Betracht gekommen sind. Wenn die Erhöhung der Umsatzabgabe sie nicht mundtot macht, müssen ihnen die neuen Kontrollvorschriften den letzten Stoß verfehen. Künftig darf der Steuerbeamte im Kontor sitzen und die Konten, die Bücher und Briefschaften revidiren. Das will sich die Kundschaft natürlich nicht gefallen lassen; in der kleinen Stadt sieht schon jetzt ein Nachbar

dem anderen in den Topf; wenigstens beim Bankier erwartet er Verschwiegenheit. Fürst Bismarck hatte sich energisch und erfolgreich dagegen gestraubt, daß die Reichsgesetzgebung die Geldspionage einführe; er rechnete mit der Empfindlichkeit Derer, die Etwas erspart oder ererbt haben, denn er kannte die Volkstimmung. Heute fehlt es in der Regierung an dem kenntnißreichen und thatkräftigen Manne, der Muth und Willen hätte, die lange kerikale Schnüffelnafe abzuwehren. Die neue Kontrolle ist noch schlimmer als die Aufhebung der Stempelfreiheit für kleine und kleinste Anschaffungen von Papieren. Wer die neue Belastung leicht nimmt, denkt nur an die Käufe glücklicher Kapitalisten, die Etwas erübrigt haben, vergißt aber, wie oft die Veräußerung von Werthen in Nothfällen erforderlich wird, bei Krankheit oder Todesfall, bei Vermögensverfall und Stellenlosigkeit; auch dann muß, wie bei Käufen, der Stempel entrichtet werden.

Der Provinzbankier weiß, daß ihm das Sterbeglöckchen läutet. Er scheidet sich nur noch, als Bittsteller an die Großbank zu appelliren. Besser steht er sich, wenn sie an ihn herantritt. Die Breslauer Diskontobank, deren Regsamkeit längst beängstigend wirken sollte, wenn sie sich auch um die industrielle Förderung mannichfache Verdienste erworben hat, nimmt wieder zwei Bankfirmen, eine in Blogau und eine in Kattowitz, in ihre allumsfassenden Arme; sie versteht es, auf dem Bankenmarkt — ich meine nicht den Bankaktienmarkt — die Konjunktur auszunutzen, leidet aber an einer Ueberschätzung ihrer Kräfte. Der Zuwachs bringt ihr zwei neue Direktoren; wie viele sie nun schon hat, mögen die Götter wissen. Großer Gewinn ist bei der Anknüpfung von Interessengemeinschaften für die Banken nicht mehr zu holen, denn die Erde ist vertheilt. Die wenigen Wiesen, die noch nicht gänzlich abgegrast sind, werden nicht verschachert. Auch für unsere größten Banken schaut es in der Heimath trüb aus, da die freundwilligsten Bettern rebellisch geworden sind. Der Blick richtet sich daher — trotz allen Vehrgebern, die freilich nur das Publikum bezahlt hat, ohne deshalb klug geworden zu sein — immer wieder nach dem Auslande. Die Gruppe der Diskontogesellschaft hat Verhandlungen mit der rumänischen Regierung angeknüpft, um die Option auf die siebenzig Millionen Francs Anleihe auszuüben, die ihr von den zuletzt bewilligten 170 Millionen noch warm gehalten werden. Ehe der Sommer zu Ende geht, wird der misera plebs die Unterstützung eines Landes zugemuthet werden, dem trotz allen deutschen Geldern die Kultur noch nicht beigebracht wurde und das, wie kein anderes, unwürdig ist, in Verkehr mit civilisirten Völkern zu treten; denn für die gute Anlage der neuen Mittel wird nicht die mindeste Garantie geboten. Einer rumänischen ist denn doch eine spanische Anleihe noch immer vorzuziehen, obwohl es nicht gerade einen günstigen Eindruck gemacht hat, daß Herr Villaverde für die neue Liquidationrente, um förmlich Kapitalisten zu züchten, den Ausgabepreis auf nur 83 Prozent bemessen hat. Eine solche Deflassirung konnte der madrider Finanzwelt nicht recht sein und so bemühte sie sich denn, im Gegensatz zu ihrem führenden Staatsmann im Börsenhandel einen Kurs von 90,50 Prozent festzuhalten; selten ist ein Minister so schroff von seinen nächsten Freunden verleugnet worden. In Italien wäre ein Widerspruch zwischen Regierung und Finanzwelt kaum möglich. Die Bankiers sind völlig von der Gnade der Minister und ihrer Thurfürsten abhängig. Jetzt wird für die Gründung einer neuen Bank, die in Rom ihren Sitz haben soll, Stimmung gemacht; der Name ist schon gefunden: Banca Popo-

lare di Roma, aber noch nicht das Geld. Berlin verhielt sich bisher ablehnend und wird sich hoffentlich hüten, sich abermals — nach den bisher unbefriedigenden Erfahrungen — in Italien zu engagiren. Die Mühe, die sich die deutschen Banken vor etwa fünfzehn Jahren mit der Begründung und dann mit der Aufpöpfung der Banca Commerciale Italiana gaben, wurde ihnen schlecht gelohnt; sie dankt heute, da sie selbständig wirthschaften kann, für die deutsche Freundschaft und wendet sich immer williger französischen Einflüssen zu. Im eigenen Lande hat sie nicht viele Freunde, weil sie so klug geworden ist, so lange das Wetter sich freundlich zeigt, durch bereitwillige Reportirungen für Hausbewegungen zu sorgen, die aufwärts gerichtete Spekulation aber im Stich läßt, sobald ihr die Mittel knapp werden; ein Rückzug fällt, wie es in der Natur der Sache liegt, gewöhnlich mit einer Ueberlastung und also auch Mißstimmung der Börse zusammen und wird dann um so peinlicher empfunden. Dieses Verhalten ist gewiß nicht sehr nobel, dafür aber innerlich um so begründeter. Die italienische Spekulation macht im Uebrigen auf den französischen Märkten keine besseren Erfahrungen; nur steht sie den dortigen Vorgängen zu fern, als daß sie sich getrauen dürfte, sie mit Vorwürfen zu begleiten.

Auch in Paris läutet das Armesänbergelöckchen. Der Millionenregen, den die Ausstellung mit ihrem Goldamerikanern bringen soll, kann zwar den Geldstand, der ohnehin recht flüssig ist, erleichtern, aber nicht die Unternehmungslust, die völlig eingeschlafen zu sein scheint, wecken. Einstweilen wickeln sich die alten Verpflichtungen, die aufwärts gerichtet waren, mit einer dem berliner Vorbild gleichkommenden Hast ab; auch dort werden besonders in Industriewerthen, die übermäßig gesteigert waren, Verkäufe — nicht immer freiwillig — vorgenommen. Mißmuth und Beunruhigung sind die Kennzeichen der Börse. Während sich aber in Deutschland die Banken, die Spekulation und das Publikum in das Schicksal ergeben haben und das Verhängniß in seinem zerstörenden Lauf nicht aufzuhalten versuchen, kämpft in Frankreich eine Reihe von Spielern, die sich zu den theuersten Kurzen engagirt haben, mit Ehemuth gegen die Kengstlichkeit der Außenseiter, die unablässig ihre Positionen lösen, und so bleiben die Bemühungen, zwangsweise die Preise der Papiere weiter heraufzusetzen, vergeblich. Wie sich wieder zeigt, greift eine Panik von einem Gebiet, der rasch züngelnden Flamme gleich, schnell auf alle anderen über; auch die pariser Börse ist plötzlich zum Thürmenthal geworden. Am Schlimmsten ergeht es den russischen Anleihen, deren übermäßige Vermehrung bedenklich erscheint, und den chinesischen Papieren, deren Sicherheit durch die Boxer-Tragikomoedie gefährdet wird. Die Deklassirung aller Werthe hat, wie in Paris, so auch in London eine Verbilligung des Geldes herbeigeführt; die Bank von England war deshalb so liberal, die Bankrate auf drei Prozent zu ermäßigen. Das ist bei der Steigerung der Ansprüche, die bald zu erwarten ist, eine sehr bedenkliche Gefälligkeit. Trotzdem wagt sich auch dort die Spekulation nicht hervor, sondern hält sich hartnäckig versteckt. Die größten Hoffnungen waren auf den Verkehr in Goldminenwerthen gesetzt. Doch das Publikum betrachtet diese Papiere als ein Kränkeln Nährmischmachten und so sinken auch sie immer tiefer. Man sieht: der Siegesjubel ist überall verstummt.

Was uns die spanische Flotte lehrt.

Einiges Tages — es war an einem Zwanzigsten — lagen wir am Coast Castle-Cap vor Anker. Da sehen wir nördlich in weiter Entfernung Rauch aufsteigen. Als er ganz nah war, hatten wir ein spanisches Kriegsschiff vor uns. Die Leute ankerten neben uns, ließen ein Boot mit zwölf Mann und einem Offizier herunter und ruderten zu uns herüber. Der spanische Lieutenant sprach sehr gut englisch und sagte Etwas über Lagos zu mir.

„Lagos?“ sagte ich. „Sie sind dreihundert Meilen von Lagos entfernt.“

„Durchaus nicht,“ sagte der Don mit höflichem Lächeln; „hier ist Lagos. Wir haben von Cadix sechzig Tage gebraucht, um herzukommen.“

„Schön“, sagte ich darauf; „dann aber werden Sie bei dieser Fahr- geschwindigkeit weitere sechzig Tage brauchen, bis Sie Lagos erreichen.“

„Madre de Dios!“ rief der Lieutenant, der ausfah, als ob er sich auf eine Nadel gesetzt habe. „Wo sind wir denn?“

„Ich bin am Cap Coast Castle. Wo Sie sind, weiß ich nicht.“

„Aber, bester Sennor Kapitän“, sagte er und sah noch unbehaglicher drein, „wir sind nach Lagos bestimmt und haben keine Kohlen mehr.“

„Das ist schlimm für Sie, Lieutenant; denn in dieser verdammten Zeit ist auf Coast Castle kein Korb Kohle zu bekommen.“

„Per todos los Santos!“ rief nun der entsetzte Spanier. „Keine Kohlen! Und unsere Vorräthe sind auch aufgezehrt. . . Und dabei dreihundert Meilen von Lagos entfernt! Mein edler Kapitän, Sie haben ein goldenes Herz; Sie werden uns Kohlen ablassen!“

„Gewiß“, sagte ich. „Nicht etwa, weil mein Herz so viel besser als das anderer Menschen ist; aber Sie können vom Albatros so viel Kohlen nehmen, daß Sie nach Lagos kommen, und Sie sollen mir nicht mehr dafür zahlen, als ich selbst anwenden muß, um den fehlenden Vorrath zu ergänzen.“

„Tausendfachen Dank! Der Himmel hat Sie gesandt, edler Brit. Die Heiligen mögen Sie beschützen! Und nun kommen Sie mit auf unser Schiff, um die Sache gleich zu ordnen.“

„Nein, mein Herr; Das geht nun doch nicht. Wenn Sie Kohlen brauchen, kommen Sie zu mir; an Bord des Albatros ist mein Platz.“

„Aber wir haben einen Admiral an Bord! Das ist unmöglich.“

„Das thut mir leid. Daran aber habe ich keine Schuld. Hier ist mein Posten, hier sind meine Kohlen, — und wenn Ihr Admiral Etwas braucht, womit ich ihm dienen kann, so ist er an Bord willkommen.“

Der Lieutenant kratzte sich hinter den Ohren und ruderte schließlich nach seinem Schiff zurück. Ich besprach die Sache mit meinem Ersten Maschinisten und wir kamen überein, daß wir die fünfzig Tonnen, die die

Spanier bis Lagos brauchten, ihnen ablassen könnten. Da mich die Tonne ungefähr 3 Pfund kostete, würde es im Ganzen 150 Pfund machen.

An Bord des Spaniers gingen die Leute geschäftig auf und ab. Es wurde egerziet, laut gesprochen und auf unseren Albatros gedeutet. Man bemühte sich wohl, den kastilianischen Stolz des Admirals zum Schweigen zu bringen. Nachdem er sich um dreihundert Meilen verrechnet hatte, durfte er sich in seiner Seemannswürde eigentlich nicht allzu sehr aufblähen. Es dauerte denn auch nicht lange, da kam eine Pinasse von dräben und der Admiral kletterte bei uns an Bord. Gold, Spigen, Epauletten: man sieht den Mann vor Schmutz kaum. Ein kleiner, dicker Herr, der ordentlich zu arbeiten hatte, ehe er endlich auf Tod stand. Ich ziehe meine Mütze und wünsche ihm einen guten Tag; er schüttelt meine Hand und fragt sehr freundlich, wie es mir gehe. Dann frage ich, ob er nicht einen kleinen Imbiss nehmen wolle. Er habe zwar schon gefrähstükt, antwortet er, aber eine kleine, leichte Erfrischung wolle er doch nicht ablehnen. Und dann legte er los: drei Fleischgerichte und Gemüse; er schlang wie ein Mensch, der mindestens einen Tag lang nichts gegessen hat. Ich fragte, ob die beiden Offiziere, die mit ihm gekommen seien, nicht auch Etwas nehmen würden. Gewiß, wenn sie Lust hätten. Na, sie ließen sich nicht lange bitten. Dann einigten wir uns über den Kohlenpreis und das Ausladen begann. Ich hatte die für sie bestimmte Ladung bezeichnet; als sie aber fünfunddreißig Tonnen genommen hatten, sagten sie, nun sei es genug. Ich warnte; sie brauchten volle fünfzig Tonnen.

„Nein“, sagte der Lieutenant, „wir haben mit fünfunddreißig genug.“

Ich verstand ihn nicht und dachte nur: Wie sonderbar, fünfzig Tonnen zu bezahlen und fünfunddreißig zu nehmen! Hätte ich die spanischen Sitten damals schon gekannt, dann hätte ich vermuthet, daß sie die Differenz mir als Trinkgeld zuwenden wollten. Nun ging es an die Abrechnung und der Admiral kletterte mit dem Zahlmeister und dem Lieutenant in meine Kajüte hinunter. Ich sollte eine Quittung über 180 Pfund unterschreiben.

„Nein,“ sagte ich; „außer den 150 Pfund kann ich nichts nehmen.“

„Sie irren,“ erwiderte der englisch sprechende Lieutenant. „Das ist nicht für Sie, sondern für den Herrn Admiral.“

Ich unterschrieb natürlich den Schein. Der Zahlmeister zog seinen Geldbeutel heraus, legte 150 Pfund hin und 30 Pfund extra daneben. Der Admiral lächelte liebenswürdig, sagte: „Muchas Gracias, Sennor Kapitän“ und schob mir die 150 hin. Auch ich dankte ihm nun. Dann nahm er seine dreißig Pfund, zählte sie sorgfältig und steckte sie vorsichtig in die Hosentasche. Die beiden Offiziere brauchten nicht einmal vorbeizusehen, um ihm ein unbehagliches Empfinden zu ersparen.

Sonst habe ich von der spanischen Flotte nichts zu berichten.

Notizbuch.

Sir Arthur Sullivan, der englische Komponist, war in Berlin, um seine zierliche Operette, „Der Mikado“ zu dirigieren. Er wurde vom Kaiser empfangen und dabei entspann sich, in einer Opernhäusloge, ein Gespräch, das hier nicht unerwähnt bleiben darf. Der Operettenkomponist: „Wenn Eure Majestät in diesem Jahr nach England kämen, würden Sie in London einen Empfang finden, wie er noch nie einem Souverain bereitet ward. Zwei Männer sind jetzt bei uns populär: Lord Roberts und Eure Majestät.“ Der Kaiser: „Ja, Roberts habe ich aufrichtig bewundert; er hat seinem Lande unschätzbare Dienste geleistet.“ Der Operettenkomponist: „Neben Roberts haben Eure Majestät England in schwerer Zeit den größten Dienst erwiesen. Wir wissen sehr gut, welchen Dank wir Eurer Majestät schulden.“ Der Kaiser: „Es freut mich, daß man bei Ihnen meine freundlichen Gefühle für England kennt und zu würdigen weiß. Vielleicht komme ich nach Eowes.“ Der Operettenkomponist: „Erst in London würden Eure Majestät sehen, welcher Begeisterung wir Engländer fähig sind. Es würde ein Empfang werden, wie er noch nie da war.“ Der Kaiser lächelte und schenkte Sullivan Brillantknöpfe. Im Deutschen Reich kann nach diesem Zwischenaktsgespräch kein Zweifel mehr darüber entstehen, daß die lieben englischen Vettern ganz genau wissen, wem sie ihren südafrikanischen Sieg zu danken haben.

Herr Karl Zentsch schreibt mir:

„Die Arbeiterbewegung tritt in eine neue Phase. Der Zukunftsstaat wird sammt Allem, was drum und dran hängt, preisgegeben. Die Arbeiter stellen sich resolut auf den Boden des Gegenwartsstaates und sind entschlossen, auf diesem Boden so viel zu erkämpfen, wie sich erreichen läßt. Bebel macht gute Miene zum bösen Spiel der Weltgeschichte, die stets ihren eigenen Weg geht; er segnet die Gewerksvereine und empfiehlt neutrale, Das heißt also doch: von den politischen Parteien unabhängige. Und die christlichen Gewerksvereine kommen den sozialdemokratischen und denen von Dirsch-Danker so weit entgegen, daß die drei Armeen, die bisher getrennt marschirten, schon beinahe zusammentreffen. Die christlich gesinnten Arbeiter haben eigene Vereine gegründet, weil sie sich nicht wegen ihres Glaubens verhöhnen und in der Ausübung ihrer Religion stören lassen wollen; sie erklärten aber auf ihrem jüngst zu Frankfurt a. M. abgehaltenen Kongreß, sie wollten die alten Gewerksvereine nicht bekämpfen; sie verlangen nur, von ihnen als gleichberechtigt anerkannt zu werden, und streben nach den selben Zielen; auch ihr Ideal ist eine alle deutschen Arbeiter umfassende neutrale, interkonfessionelle Organisation. Die Sprache, die auf diesem Kongreß geführt wurde, unterscheidet sich in nichts von der Sprache der sozialdemokratischen Vereine. Die Arbeiterschutzesetzgebung, meint ein Referent, sei noch zu wenig ausgebaut; was der Staat durch die Zwangsversicherung gewähre, sei nicht hoch anzuschlagen, auf dem Wege der indirekten Besteuerung werde es den Arbeitern zehnfach wieder genommen. Deshalb seien Unterstützungskassen notwendig, namentlich Strikerkassen; man möge nur bedenken, daß zwei Drittel aller Verbesserungen der Lage der Arbeiter durch Lohnkämpfe erzielt worden seien. Im Strike, sagt ein Anderer, sehe der christliche Arbeiter keinen Klassenkampf, er betrachte ihn auch nur als das letzte Mittel, aber entbehrlich sei eben dieses letzte Mittel nicht, wenn der Arbeiter von seinem Recht Gebrauch machen wolle, seine Arbeitskraft so hoch wie möglich zu verkaufen.

So dürfe man also dieses Mittel nicht grundsätzlich verworfen, müsse aber freilich bei seiner Anwendung die gebotene Vorsicht beachten und die Vereinskleitung müsse dafür sorgen, daß aussichtslose Ausstände vermieden, die gut zu heilenden sorgfältig vorbereitet werden. Hätten Einigungsversuche keinen Erfolg, so solle der Kampf mit aller Schärfe durchgeführt werden, und reichten die örtlichen Mittel nicht aus, so müsse selbstverständlich die ganze Gewerkschaft eintreten. Der Organisation der Unternehmer gegenüber müßten sich die Arbeiterorganisationen durch kluge Taktik zu behaupten suchen. Von christlichen oder patriotischen Redensarten melden die Berichterstatter nichts, also scheinen solche auf dem Kongreß nicht gefallen zu sein. Als die christlichen Gewerksvereine gegründet wurden, sagte ich: Das ist ja ganz schön und dabei ganz natürlich. Auch unter den Lohnarbeitern giebt es Männer, die ihre Religion, das Vaterland und den König lieben; was sollen sie sich durch wüstes Geschimpf auf die ihnen heiligen Dinge und Personen ärgern lassen und eine Richtung unterstützen, die ihnen zuwider ist? Aber wenn etwa die geistlichen Gründer und Beamten dieser Vereine politische und hierarchische Hintergedanken und Nebenabsichten haben, so werden sie an dem Kindelein nicht viel Freude erleben. Soll Alles auf Pflege der Frömmigkeit und des Patriotismus — Das heißt, unverblümt gesprochen: auf das Einfangen der Arbeiter für die konservative und die Centrumspartei — hinauslaufen, so werden die Vereine schwach und bedeutungslos bleiben. Wird aber die Organisation dazu benutzt, die Lage der Arbeiter auf Kosten der Unternehmer zu verbessern, so werden diese christlichen Vereine von der Mehrheit der Unternehmer und von Behörden, die auf gutes Einvernehmen mit Jenen halten, ganz eben so wie die alten ‚Strikvereine‘ in den Bann gethan und in die politische Opposition gedrängt werden. Das Zweite ist ja nun schon hier und da geschehen, und wenn die Verhandlungen des frankfurter Kongresses bekannt geworden sein werden, wird es wohl allgemein geschehen. Das wird die Verschmelzung der alten Vereine mit den neuen, christlichen zu einer großen neutralen Organisation kräftig fördern. Dem Einfluß einer nach Hunderttausenden zählenden Gewerkschaftsorganisation wird sich die sozialdemokratische Parteileitung auf die Dauer nicht entziehen können; und so wird sich die sozialdemokratische Partei, indem sie einen utopistischen Satz nach dem anderen aus ihrem Programm streicht, allmählich in eine reine Arbeiterpartei verwandeln; nachdem die Gewerksvereine ein paar Jahrzehnte hindurch Organe der sozialdemokratischen Partei gewesen sind, wird der Parteivorstand zum Organ der gewerkschaftlich organisirten Arbeiterschaft herabsinken. Und da bin ich nun neugierig, welche neue Klünste die Staatserhaltenden ersinnen werden, um die Prozis zu beschwigen, daß man den Lohnarbeitern in der Verfassung zwar alle Rechte eines Staatsbürgers gewährt, die Weltentwähnung der für den Arbeiter werthvollsten dieser Rechte aber für strafbär erklärt oder wenigstens zu Straftathen zu stempeln versucht, da man nicht den Muth hat, offen einzugestehen, was man eigentlich will, und den Arbeitern die unvorsichtig bewilligten Rechte durch einen Staatsstreich zu nehmen oder zu verkürzen. Bisher haben die Sozialdemokraten den Unternehmern den Gefallen erwiesen, durch die angekündete Revolution, an deren Möglichkeit seit zwanzig Jahren kein verständiger und unterrichteter Mensch mehr glaubt, weder zur Rechten noch zur Linken, der Justiz und der Polizei den Vorwand zu einer verfassungsmäßig ansehbaren Prozis zu liefern. Woher wird man die Vorwände nehmen, wenn alle revolutionären Redensarten vergessen sein werden und von der Arbeiterbewegung nichts mehr übrig bleibt als ein reines Privatgeschäft: der Ver-

kauf der Arbeitskraft an den Unternehmer, wobei es den Verkäufern um so weniger verwehrt werden kann, das Geschäft gemeinsam abzuschließen und unter Umständen der Erneuerung des Vertrages sich zu weigern, da ja auch die Unternehmeryndikate ihr Kupfer und Eisen, ihren Cement und ihre Kohlen gemeinsam verkaufen und, wenn ihnen der angebotene Preis nicht zusagt, den Abschluß verweigern?“

Sehr verehrter Herr Harden,

Mein Artikel über die Monroe-Doktrin (in der „Zukunft“ vom fünften Mai) hat, wie ich voraussetzte, hier und da in den Vereinigten Staaten ein Stäubchen aufgewirbelt. Sonderbar ist, daß mich nicht nur die Zingos, sondern auch einige deutsch-amerikanische Blätter angegriffen haben. Meist beschränkten sie sich freilich auf persönliche Verunglimpfungen. Eines unserer konservativsten und angesehensten deutsch-amerikanischen Blätter, die New-Yorker-Staats-Zeitung, schließt sich in einem besonderen Leitartikel meiner Ansicht an, daß die Monroe-Doktrin heute nur noch eine Machtfrage ist, nicht mehr eine Rechtsfrage, seit Mc. Kinley und die übrigen Zingos sich in europäische Angelegenheiten eingemischt und dadurch eins der Hauptprinzipien der Doktrin (Nicht-Einmischung in europäische Angelegenheiten) aufgegeben haben. Im Uebrigen bestreitet das Blatt, daß durch den spanisch-amerikanischen Krieg und seine gewaltsame Gebietserwerbung die Doktrin verletzt sei, vergißt dabei aber leider, daß es am zwanzigsten April bei Erörterung der Rede des Kriegs-Sekretärs Root über die angeblich von Deutschland in Südamerika bedrohte Doktrin sagte: „Das klare Bewußtsein der Thatsache, daß wir keine Kriege zu führen brauchen, wenn wir uns auf unseren Kontinent beschränken, daß Niemand die sogenannte Monroe-Doktrin antasten wird, so lange wir selbst das ihr zu Grunde liegende Prinzip beachten, ist verloren gegangen. Die Monroe-Doktrin ist von uns ihrem Geiste nach eben so wie die Abschiedsbotschaft Washingtons gräßlich verletzt worden. Sie muß heute als Gespenst herhalten, um die Zwecke und Ziele der Imperialisten zu fördern und ihnen Wähler zuzuführen, die durch solche Kriegsdrohungen in das Lager Mc. Kinleys geschreckt werden sollen.“ Das ist doch eine deutliche Totenerklärung der Doktrin. Nicht minder deutlich sagt Fritz Hlogauer, einer unserer feinsten und aufrichtigsten Schriftsteller, in der Abendpost, dem gelesensten deutschen Blatte von Chicago: „Die Vereinigten Staaten sind inzwischen so erstarrt, daß es keiner Macht der Erde einfällt, ihre Selbstständigkeit anzuzweifeln. Sie brauchen deshalb auch nicht gleich zu zittern, wenn die europäischen Staaten von einer Veränderung ihrer Besitzverhältnisse in Amerika reden, sondern können in aller Ruhe erwägen, ob eine solche Veränderung ihnen nützlich oder schädlich ist. . . Die Vereinigten Staaten werden im neuen Jahrhundert noch viel weniger belästigt werden, wenn sie selber sich nicht in die europäischen Händel einmischen und keine Weltpolitik treiben. Sie werden für die Monroe-Doktrin nur dann zu kämpfen haben, wenn sie ihr eine Auslegung geben, an die ihr Urheber nicht im Entferntesten gedacht hat.“ Dr. Emil Pretorius, der angesehene Leiter der Westlichen Post in St. Louis, an der Karl Schurz seine journalistische Laufbahn begann, sagte: „Bei ihrer übertriebenen Besorgniß um unsere Monroe-Doktrin übersehen unsere Zingopolitiker ganz, wie sehr diese Doktrin in den süd- und mittelamerikanischen Republiken in Mißkredit gerathen ist, seit eine so rückwärtslose und aggressive Expansionspolitik in Mode gekommen ist. Man fürchtet dort unsere unberechenbare Eroberungspolitik weit mehr als die der europäi-

ischen Mächte.“ Es sind deutsch-amerikanische Journalisten von Ruf, die so skeptisch über die Doktrin denken. Noch interessanter ist jedoch, daß selbst zahlreiche Anglo-Amerikaner den Glauben an die Doktrin verloren haben. Das Kongreß-Mitglied für Missouri, Mr. Champ Clark, zählt in einer Rede die Früchte des Imperialismus auf und erwähnt dabei als Frucht Nummer 9: „Das völlige Aufgeben der Monroe-Doktrin.“ Die Baltimore Sun sagte über Root's Rede: „Niemand außerhalb der engeren Regierungskreise verbringt schlaflose Nächte aus Furcht vor einer europäischen Vereinigung zur Zerstörung alles Dessen, was Mr. Kinley von unserer einstmals geliebten und respektirten Monroe-Doktrin noch übriggelassen hat.“ Das Heisterste bleibt aber, daß selbst im New-York-Herald, der so eifrig vor Deutschlands fürchterlichen Plänen in Südamerika gewarnt hatte, die abwiegelnden Worte zu lesen waren: „Es ist eine schlechte Regel, die nicht nach beiden Richtungen hin wirkt. Wenn die Monroe Doktrin die westliche Hemisphäre mit einer chinesischen Mauer der Unverletzlichkeit umgeben soll, während sie den Vereinigten Staaten erlaubt, nach Belieben sich einzumischen, wo es ihnen paßt, dann können auch die europäischen Mächte eine Ket Monroe-Doktrin aufstellen, die Amerika verhindern soll, irgend eine Regierung in der östlichen Hemisphäre zu zerstören oder umzumodeln oder sonstwie sich einzumischen.“ Noch mehr Beweise dafür, daß auch von Anderen, — besonders auch von Engländern — die alte Monroe-Doktrin als unhaltbar angesehen wird, dürften kaum nötig sein. Nur haben noch nicht Alle Ehrlichkeit und Muth genug, Das offen zuzugeben. Die Jingos möchten sich um die unangenehme Wahrheit herumdrücken und der Doktrin die neue Fassung geben: Europa soll seine Hände von Amerika lassen, aber Amerika hat das Recht, sich in alle europäischen Angelegenheiten zu mischen. Das ist eine Jingo-, aber nicht mehr die Monroe-Doktrin.

Ihr ergebener

New-York.

Henry F. Urban.

* * *

Cecil Rhodes will, wie in Londoner Klubs erzählt wird, zur Ausbeutung neuer afrikanischer Goldfelder eine Gesellschaft bilden, die gleich nach dem Abschluß des Burenkrieges mit einem Anfangskapital von zwei Millionen Pfund gegründet werden und der er schon bei seinem berliner Besuch die Theilnahme „maßgebender deutscher Kreise“ gesichert haben soll. Es wäre interessant, die Namen der Maßgebenden und Maßgebendsten kennen zu lernen, die sich an diesem Riesengewinne verheißenden Unternehmen des Capnapoleons betheiligen wollen.

* * *

Die Mittheilungen „bemerkenswerther Aussprüche“ des jungen Kronprinzen werden fortgesetzt. Das einstweilen Neueste aus den ersten Junitagen: „Schon seit Wochen läute der Kronprinz seine Stimme auf den Korridoren des potsdamer Stadtschlosses im Kommandiren. Ein ausreichend lautes und zugleich einschneidendes und klappendes Kommando ist für den Frontoffizier ja eine unerläßliche Vorbedingung seiner dienstlichen Thätigkeit. Weiter wird erzählt, der Kronprinz habe seinem Begleiter gegenüber gerügt, daß die Bilder in den Sälen des potsdamer Stadtschlosses zum Theil schief hingen. „Das Selbe ist mir schon in Pldn unangenehm aufgefallen“, soll er dabei geäußert haben; „wenn es im Kabinetshause eben so ist: seien Sie versichert, daß ich selbst den Hammer nehmen werde, um die Bilder richtig an der Wand zu befestigen.“ Bezeichnend für die strenge Lebensauffassung des Kronprinzen ist es

auch, daß er gelegentlich die Worte geschrieben haben soll: „Der Mensch soll noch mehr thun als seine Pflicht.“ Die Fortsetzung wird nicht lange warten lassen.

Fürst Gholowig zu Hohenlohe hat, nach allzu langer Pause, die deutsche Welt wieder einmal mit einer Rede erfreut. Er sprach im Reichstag ein Weisliches über die Nothwendigkeit einer starken Flotte und schilderte bei dieser Gelegenheit, wie sich in seinem Kopfe die Geschichte der achtundvierziger Bewegung malt. Von ökonomischem Determinismus und ähnlichem modernen Firklesanz mag er natürlich nichts hören. Nach seiner Auffassung hatte die Revolution von 48 nur den Zweck, den Deutschen ein Reich und eine Flotte zu schaffen. Das wirkt freilich ein recht übles Licht auf die Weisheit der Regierungen, die auf so löblichen Zielen zustrebende Menschen schießen ließen. Aber wer weiß, was Herr Gholowig noch sagen wollte? Er hatte nämlich, wie immer, seine Rede sorgsam auf kleine Zettel geschrieben. Diese Zettelammlung gerieth nun beim Lesen in Unordnung, der Vorleser konnte sich nicht wieder zurechtfinden und die Flottenfreunde kamen um den ihnen zugebachten Kanzlerdank. Solches Mergerniß ist dem alten Herrn auch früher schon zugestoßen. Ein Patriot sollte endlich einmal einen brauchbaren Zettelordner für Kanzlerreden erfinden.

Sechzig deutsche Journalisten, so las man in der vorigen Woche, sind von der Direktion des Norddeutschen Lloyd über Cherbourg nach Paris befördert worden. „Gratis“ natürlich; und gratis wird auch die Rückreise sein. Der Wohlthätigkeit unserer großen Rhedereien ist keine Schranke gesetzt. Merkwürdig ist nur, daß sie ihre Wohlthaten nie den Bedürftigsten erweisen, Lehrern, Schülern, Commis, Arbeitern, sondern immer nur Journalisten. Und noch merkwürdiger ist, daß es in Deutschland sechzig Journalisten giebt, die sich von einer Geschäftsfirma Reise, Speise und Trank bezahlen lassen und selbst noch dafür sorgen, daß diese zur Mehrung des Standesruhmes kaum geeignete Thatfache in die Zeitungen kommt.

Herr von Thielen, der Minister für öffentliche Arbeiten, ist sehr böse, weil die Subalternbeamten des Eisenbahndienstes in ihrer beinahe agrarischen Unerfülllichkeit immer noch höhere Löhne verlangen. Endlich, sprach er im Landtag, solle man es genug sein lassen. Jeder verständige Staatsbürger wird diese Mahnung Seiner Excellenz berechtigt finden. Wenn die Subalternen klug genug wären, nach berühmten Mustern reiche Wittwen zu freien, dann brauchten sie ihren Minister nicht zu ärgern und den Staat, dessen würdiger Vertreter er ist, nicht um Zulagen anzubetteln.

Der Großherzog Peter von Oldenburg, ein deutscher Bundesfürst, der sich auf dem Wege zur Einheit rühmendwerthe Verdienste erworben hat und in seinem Lande bei allen Ständen sehr beliebt war, ist gestorben. An den trauernden Sohn und Erben hat der Kaiser das folgende Telegramm gerichtet: „Aus alter Verehrung und Anhänglichkeit an Deinen unverwundten Vater will Ich persönlich an der Beiseignungsfeier theilnehmen, obgleich das Datum des gewählten Tages Mich an der Theilnahme an der Elb-Regatta und dem Fest des Senats von Hamburg auf „Fürst Bismarck“ verhindert. Werde von Wilhelmshaven aus kommen und gleich nach der Beiseignung wieder abreisen. Innige Grüße an Elisabeth und Votta. Wilhelm.“